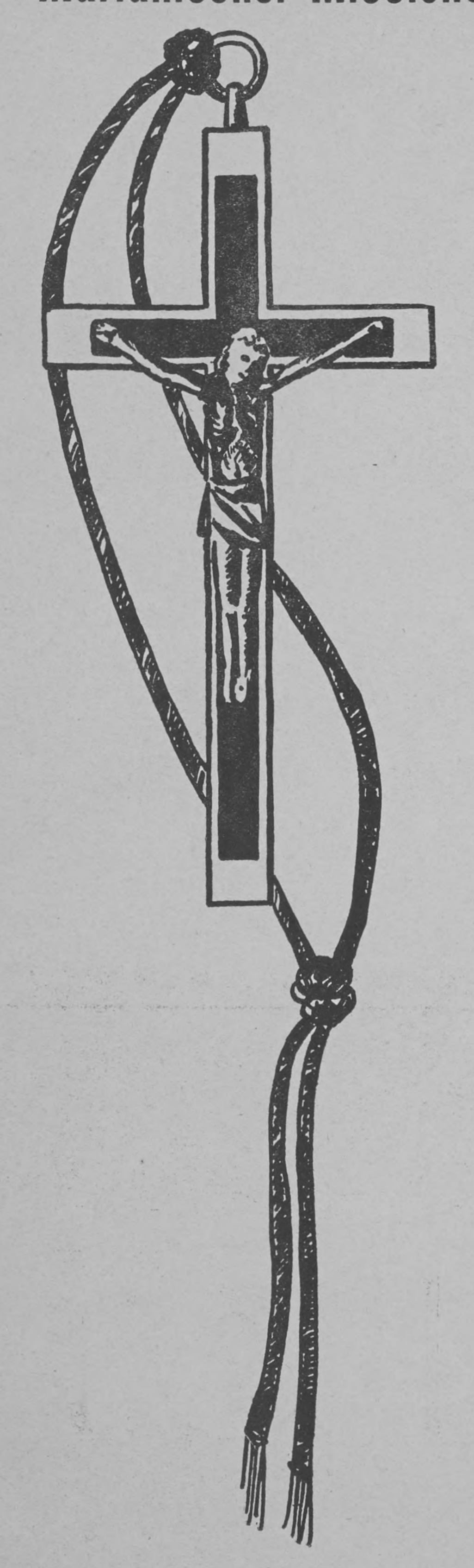
Juni 1950



DER MARIENBOTE

Marianischer Missionsverein



Marianischer Missionsverein Dein Meßbund

Viele Leute möchten sich gern in einen Meßbund einschreiben lassen. Sie bitten um Adressen von Meßbundorganisationen in den Vereinigten Staaten. Man braucht ja eigentlich garnicht so weit zu schreiben. Wir haben ja den ewigen Meßbund hier, im Westen Canadas. Wer unserem Marianischen Missionsverein beitritt, zahlt $1.00 per Jahr, betet täglich drei Gegrüßet seist du Maria in der Meinung der Oblatenmissionen, und ist sofort eingeschlossen in den täglichen Messen, die von den Oblaten für alle Mitglieder gefeiert werden.

Jeden Tag eine heilige Messe, in der deine Sorgen, dein Beten, deine Leiden, dein Glauben, Hoffen und Lieben eingeschlossen ist. Gibt es wohl größere Wohltaten, die du dir für diesen einen Dollar erkaufen könntest?

Und wo geht dein Dollar hin?

Er wird für die Erziehung neuer Oblatenmissionare verwendet. Er kommt in den Dienst Gottes. Er erzieht Oblatenpriester, die einmal in aller Welt das Wort Gottes verkünden, das Wasser der Taufe über viele Häupter ergießen, und den Leib des Herrn vielen hungernden Seelen zur Nahrung reichen werden.

Wahrhaftig, man sollte seine Opfergabe an den Marianischen Missionsverein segnen, bevor man sie einsendet.

Möchtest du nicht auch diesem Vereine beitreten? Mitglied eines ewigen Meßbundes werden? Es ist ja schön und lobenswert, viele gute Werke zu unterstützen. Es ist aber doch eine andere Geschichte, wenn man die Wahl hat, eine reiche Millionenkirche mitbauen zu helfen, oder Herz und Hand hinzureichen, wenn es sich um jene Seelen handelt, die mit einem Missionar zufrieden wären, der Altar und Kelch im Koffer mit sich schleppt. Gibt es doch so viele uns Oblaten anvertraute Seelen, die sich kein Kirchlein erbauen können, die aber doch wenigstens die heilige Messe haben möchten. Warum nicht an diese Allerärmsten der Armen denken?

Wir Oblaten sind gesandt, den Ärmsten der Armen das Evangelium zu predigen. Jeder kann uns dabei helfen.

Tretet dem Marianischen Missionsverein bei. Ihr helfet dort, unsere Missionen zu unterstützen, und ihr seid zu gleicher Zeit Mitglied eines der größten Meßbunde der Welt. Man schreibe an den Schriftleiter.

Der Marienbote



Monatsschrift für die katolische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Battleford. Adresse: „The Marian Press" Box 249, Battleford, Sask., Canada. Preis: $2.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — Box 249 Battleford, Sask., Canada. — Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail, Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

18. Jahrgang 15. Juni 1950 North Battleford, Sask. No. 9

Dies und Das

Priester. Drei junge Oblatenpriester beenden diesen Juni in Battleford ihre theologischen Studien, die sie vor sechs Jahren begonnen hatten. Zwei Oblatenpriester unserer Provinz, die hochwürdigen Patres Ph. J. Hubbert O.M.J. und H. Kelz O.M.J. feiern am 5. Juli ihre silbernes Priesterjubiläum. Und am 24. Mai beging der hochwürdige Pater K. Groetschel O.M.J. den fünfzigsten Jahrestag seiner hl. Weihe.

Eigenartig, wie oft sich Priester von Feiern, deren Mittelpunkt sie sind, zurückzuziehen suchen. Alle unsere diesjährigen Jubilare haben den Wunsch ausgedrückt, ihren Ehrentag allein zubringen zu dürfen. Sie wollen keine öffentliche Feier.

Warum wohl nicht?

Priester sind Menschen wie jeder andere Mensch. Und doch sind sie meistens anders. Nimmt ein Priester seinen Beruf ernst, dann lebt er in zwei Welten. Hin und her zerrt ihn das Leben. Es greift nach ihm aus den Tiefen menschlicher Sünde und Zerissenheit, und es greift nach ihm von oben, wo Gott wacht und wirkt und plant und leitet.

Aus diesen Tiefen greift das Menschliche, das im Priester und das um ihn herum lebt. Jenes Menschliche, das da immer mit einem Fuße auf Satans Grund und Boden steht. Im Namen Gottes soll der Geweihte es an sich selbst und an den vielen, deren Priester er ist, leiten und durchgöttlichen.

Aus den Höhen greift Gott selbst. Wo Er spricht, wo Er des Priesters Denken und Lieben erfaßt, sehen die Dingen ganz anders aus als die Welt es sagt. Da ist alles ewig, wahr — und durchsogen vom Blute Christi.

Die Welt spricht von den Herrlichkeiten des Lebens. Der Priester schaut tagtäglich auf das Sterben des Sohnes Gottes.

Die Welt bedeckt mit vielem Reichtum der Kleider und der Worte große Fäulnisse. Des Priesters Sinnen wird von Gott auf die Armut des Geistes gelenkt. Auf die heilige Armut, deren Frucht eine der acht von Jesus gepredigten Seligkeiten ist, und auf die furchtbare Armut der Unheiligkeit, deren Rock heute selbst von vielen Christen mit Stolz und größer Überzeugung des Rechttums getragen wird.

Die Welt plant immer größere Herrlichkeiten des Irdischen, die sofort kommen sollen und kommen müssen. Der betende Priester trinkt das Blut Jesu Christi, und mit diesem Blut senkt sich ihm das große Gotteswort vom Absterben alles Irdischen in die Seele. Das große Wort vom Absterben aller Freude an den Gütern und Ehren dieser Welt,

vom Absterben aller Freude an Fleischesgier und Hochmut, das sofort kommen muß. Nicht erst morgen, sondern sofort.

Die Welt spricht vom Leben, und sie bringt Tod den heiligsten Dingen.

Der Priester spricht vom Leiden und Sterben, und der von ihm gepredigte Tod bringt jene Erlösung, die weder von dieser Welt ist noch von dieser Welt geliebt wird.

Ganz anders als das Denken der Welt ist das Sinnen und Trachten des betenden Priesters. Darum wird er von vielen Menschen so wenig verstanden. Darum fühlt sich der Priester auch so oft wie ein Fremdling unter den Menschen. An die Worten, die er hört, und an den Taten, die er sieht, kann er keine rechte Freude mehr finden. Selbst dann nicht, wenn sie ihm gelten. Alles ist ihm ungenügend. Nur Gott genügt. Nichts, weder Ehre noch Liebe oder Erfolg stillt den Hunger. Nur Gott macht satt.

So empfinden es viele Priester, die nach langem Priesterwandel durch Sünde, Beten, Fehlen und Lieben zurückschauen auf das Werk, das Gott durch ihre geweihten Hände gedeihen ließ, oder das da irgendwo, in Trümmer zerfallend, an der Straße liegen blieb.

Priester ist ja doch viel viel mehr als Pfarrverwalter oder Kirchenbauer. Ja, das Priestertum ist auch weit mehr als das äußerliche Amt des Meßlesers, des Predigers und des Beichthörers. Die Ehe ist ein Stand. Das Priestertum ist wohl auch ein Stand, es ist jedoch in allererster Linie eine Kraft: Es ist die stellvertretende Gotteskraft auf Erden. Jene Gotteskraft, die am Anbeginn der Christenzeit Karfreitag und Ostern und Pfingsten auf Erden gebracht, und die heute immer noch Karfreitag, Ostern und Pfingsten werden läßt. Dem Kalender nach werden diese Feste nur einmal im Jahre gefeiert. Auf unseren Altären, an unseren Taufbrunnen, in den Beichtstühlen, auf den Kanzeln und in vielen vielen Seelen werden Karfreitag, Ostern und Pfingsten tagtäglich nicht nur gefeiert, sondern wahrste Wirklichkeit, und alles das durch die Gotteskraft im Priestertum.

Was wundern sich die Menschen, wenn ihre Priester manchmal so anders sind? So unverständlich in ihrem Urteil, so hart, wo die Menschen Weichheit wünschen, so weich, wo andere mit der Faust dreinschlagen möchten? Was wundert man sich, wenn Priester sich immer mehr zurückziehen von allem, was der Welt Freude macht? Selbst von Festen, die man ihnen bereiten möchte?

Menschen in Todesgefahr oder schwerer Krankheit denken oft mit Zittern an ihre Seele. Sie fürchten das Gericht.

Ein Priester hat mit Zittern an seine eigene Seele und an jede einzelne der ihm anvertrauten Seelen zu denken. Nicht nur sich selbst, aber viele andere Seelen, fromme und unfromme, gutwillige und böswillige, schwache und im Sünden verstockte hat er mit Gottes Gnade auszuschmücken und zu heiligen. Und jede dieser Seelen muß ihm wie seine eigene sein.

Was wundern wir uns dann, wenn der Priester nicht immer so denkt und so handelt wie die Welt, wie selbst die christliche Welt es tut?

Es gibt geheimnisvolle Dinge um uns herum, die nicht jedem bekannt sind. Frühere Jahrhunderte glaubten an Zauberei und Hexentum. Alte Leute wissen immer noch von Geisterdingen zu erzählen. Die moderne Welt glaubt an solche Sachen nicht mehr. Es hat die Welt aber zu viel des Glaubens an Geisterdinge verloren. Zauberei und Hexentum gibt es nicht. Es gibt aber einen Gott und es gibt göttliche Geisterdinge um uns herum, göttliche Segenskräfte, göttliche Gnadenskräfte, göttliches ungesehenes Sterben und göttliches ungesehenes Auferstehen durch die Kraft des göttlichen ungesehenen Heiligen Geistes, der da wirkt durch die übernatürliche Weihekraft des Priesters.

Heiliges ist in ihm. Daß dieses Heilige auch ihn heilig mache, sollte aller Christen frommes Beten. sein.

O.M.J. Alle unsere Jubilare sind Oblaten der Unbefleckten Jungfrau Maria. Sie sind nicht nur Priester, sie sind auch Ordensleute, die sich durch heilige Gelübde an Gott und an den Dienst im Weinberge Gottes gebunden haben. Den Opfern des Priesterlebens haben sie noch die Opfer des Ordenslebens zugefügt. Das erste Opfer brachten sie, als sie vor Jahrzehnten Abschied nahmen von Elternhaus und Heimat. Dieses Opfer ist zwar schon längst überwunden und vergessen. Es zählt bei unseren Patres einfach nicht mehr. Keiner rechnet sich seine Sendung von Deutschland nach Canada als Verdienst an.

Und doch ist es vor Gott ein Verdienst.

Jahrzehntelang leben unsere Jubilare nun

schon in Canada. Hinter ihrem Namen schreiben sie das in Canada weitbekannte O.M.J., d. h. Oblate der Unbefleckten Jungfrau Maria. Die große Oblatenfamilie ist ihnen zur Lebensfamilie geworden, und was die Oblaten während der letzten Jahrzehnte in Canada geschafft haben, ist auch in Stücken ihre eigene Arbeit.

„Den Armen das Evangelium zu künden, hat mich der Herr gesandt", heißt unser Oblatenspruch. Nach diesem Spruch haben unsere Jubilare gelebt, Pater K. Groetschel O.M.J. während langer Pionierjahrzehnten in Städten und in der weiten offenen Prairie, Pater Hubbert O.M.J. während der schweren Dreißiger und während der noch schweren Anfangsjahre unseres Priesterseminars in Battleford und in kleinen Landgemeinden, Pater H. Kelz O.M.J. in der Dürre und inmitten der Staubstürme des Blumenfelder Landes. Keiner von ihnen ist reich geworden, weder an Geld noch an großen Ehrungen. Im Gegenteil, arm sind sie nach Canada gekommen, und arm sind sie geblieben. Außerhalb der Grenzen ihrer Wirkungskreise kennt man kaum ihre Namen.

Wer kann jedoch den Reichtum der Gnaden Gottes zählen, den sie um sich herum während der fünfundzwanzig und während der fünfzig Jahre ihres Priesterlebens um sich verbreiteten? Und wer kann sagen, wie reich sie gerade durch ihre Priestertätigkeit an Kreuzen wurden, die ihnen oftmals von denen auferlegt wurden, in deren Dienste sie sich freiwillig stellten?

Wir Oblaten tragen ein großes Missionskreuz. Diesem Kreuze die Treue zu halten ist unser stilles Wünschen. Dieses leise Wünschen zusammen mit Gottes Kreuz und Gottes Gnade ist die Kraft, die unsere Jubilare fünfundzwanzig und fünfzig Jahre lang im Oblatendienst an den Seelen der kanadischen Prairie ausharren ließ, die sie immer noch weiter treibt, bis einmal das Ende kommt. Jenes Ende eines Missionspriesters, das da nichts ist in den Augen der Welt, und so viel vor Gott und vor unzählbaren Seelen, denen der Weg zu Jesus Christus gewiesen und geebnet wurde.

Möge Gott unsere Jubilare segnen. Die Welt kann ihnen nicht lohnen. Sie wollen diesen Lohn auch garnicht. Solange Gott nur barmherzig annimmt, was sie zu tun und zu opfern suchten und immer noch opfern möchten.

Der Marienbote möchte hiermit seine bescheidenen Segenswünsche ausdrücken. Bescheiden sind diese Wünsche wirklich, doch sie kommen auch wirklich vom Herzen. Möge Maria, die Patronin der Oblaten und des Boten, reichlichsten Segen von Gott erwirken.

Gebet für die Priester

Herr, segne die Wahrer des heligsten Hortes,
Segne die unerschütterlich Treuen,
Segne die Künder des herrlichen Wortes,
Daß sie sich Deiner Gnade erfreuen.

Segne die suchenden, sammelnden Hirten,
Segne die Spender in Deinem Namen.
Segne, die Arme und Ärmste bewirten,
Segne die Schürer heiliger Flammen.

Segne die Starken und segne die Streiter,
Segne, die mutig loben und singen —
Herrgott, sie tragen Dein Banner weiter —
Lohne sie, laß sie den Sieg erringen —
Den Sieg für D i ch !

W. Bartock



Unsere Jubilare

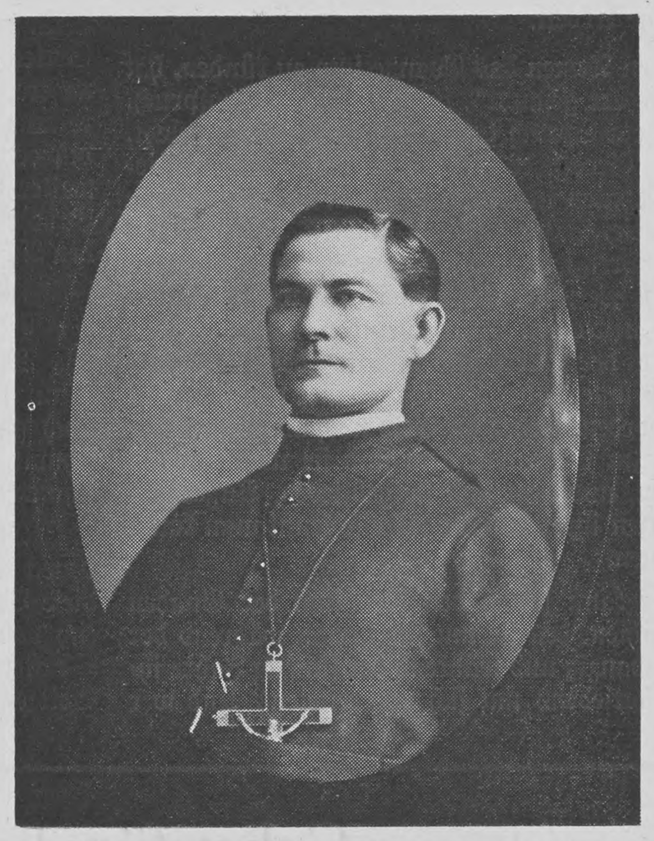


Pater Karl Groetschel O.M.I.

Im Kreise seiner allernächsten Priesternachbarn und im Beisein des hochw. Provinzialoberen B. Ueberberg O.M.I. beging der hochw. Pater Karl Groetschel O.M.I. am 24. Mai sein goldenes Priesterjubiläum. Jede öffentliche Festlichkeit hatte sich der gute Pater einfach verbeten. Die Zeiten seien zu traurig, sagte uns der Jubilar. Drüben leiden und hungern Tausende. Wie könne man da wohl hier Feste feiern? Was man während seiner fünfzigjährigen Priestertätigkeit gewirkt habe, sei ja nur die allereinfachste Erfüllung seiner Pflicht gewesen. Warum großen Lärm deswegen machen?

So argumentierte Pater Groetschel mit uns, als wir ihn zu einer gebührenden Jubiläumsfeier zu bewegen suchten. Letzten Endes blieb es doch so, wie Pater Groetschel es sich wünschte. Nichts Öffentliches wurde veranstaltet. Wir Oblatenpriester waren ganz unter uns, als wir im gastfreundlichen Pfarrhaus von Reward zusammensaßen, in lieber Unterhaltung, und mit ganzem Herzen an der stillen Freude des hochw. Jubilaren teilnehmend.

Die Missionsgenossenschaft der Oblaten ist jetzt 134 Jahre alt. Fünfzig dieser 134 Jahre sehen wir im hochw. Pater Groetschel vor uns stehen. Seine Oblatenerziehung erhielt der Jubilar von Patres, die noch der zweiten und dritten Oblatengeneration angehörten. Unter ihnen waren Oblaten, die den 1861 verstorbenen heiligmäßigen Stifter unseres Ordens, Bischof Eugen de Mazenod, persönlich gekannt hatten und ganz in seinem Geiste erzogen worden waren.



Der hochw. Pater Karl Groetschel O.M.I. zur Zeit seiner Priesterarbeit in Dickenson, North Dakota, U.S.A.

Von solchen Männern wurde Pater Groetschel ins Oblatenleben eingeführt, als er als Dreiundzwanzigjähriger im Jahre 1893 zu den Oblaten kam. Als einer der ersten deutschen Kandidaten im Oblatenkloster ward Pater Groetschel nicht nur zum Pionierpriester in Canada und in den Vereinigten Staaten, wo er auf Befehl seiner Oberen einige Jahre lang arbeiten mußte, er gehört aber auch zu jener Gruppe der Oblatenpatres, die den Pionieren aller deutschen Oblaten in der Welt angehört.

Urechter Oblatengeist wurde dem hochw. Jubilaren gegeben. Ein Oblatengeist, über den Pater Groetschel fast nie belehrt, der ihm jedoch ganz natürlich aus seinen Worten, aus seinem Urteil und aus seinen Handlungen fließt.

Vieles hat Pater Groetschel

während seiner langen Priesterjahre sich entwickeln, und in Staub und Sünde zerfallen sehen. Er erzählt nicht viel über die Dornen und Disteln seines Priesterweges. Es waren ihrer genügend da, sagt er nur. Daß man sehr oft sein Frühstück erst um sieben Uhr abends einnehmen konnte, war manchmal schlimm, meinte der Jubilar an seinem Jubiläumstage. Das Allerschlimmste sei das aber doch nicht gewesen. Da waren Kreuze, an denen nicht der Leib, an denen Herz und Seele litten.

Aus Ehrfurcht vor dem nun achtzigjährigen Jubilaren wagen wir nicht viel mehr zu sagen. Pater Groetschel hat sich eine ganz stille Feier ganz ohne Lobreden gewünscht, und diesen Wunsch will auch der Marienbote achten. Mit den Alten geht viel ins Grab, sagt man. Pater Groetschel, der nicht nur Priester, sondern ganzer Oblatenpriester zu sein sucht, steht, menschlich gesprochen, immer noch ziemlich weit vom Grabe entfernt. Und das freut uns. Die viele Pfarrarbeit, die er immer noch pünktlichst versieht, steht den Arbeiten jüngerer und stärkerer Kräften gewiß nicht nach. Wichtiger als diese Tätigkeit ist jedoch der alte Oblatengeist, der aus dem hochwürdigen Oblatenjubilar zu uns, den Jüngeren, redet. Seelen in Gott zu befestigen, ist eine der allerbegnadetesten Arbeiten in der Welt. Jüngeren Priestern und Mitbrüdern zur Befestigung im Priestertum und im Ordensleben sein zu dürfen, ist noch viel gnadenreicher. Lebt man als Priester inmitten einer Welt der Sünde, unter Menschen, die man zu Gott emporheben muß, dann freut man sich immer, wenn man vor einem Manne steht, der in größter Treue durch alles Leid des Priester- und Oblatenlebens gegangen, und am Ende dieser Kreuze ein stilles, gottdankendes und herzzufriedenes Lächeln zeigt. Ein Lächeln das man nur dort findet, wo man ohne das Kreuz nicht mehr leben kann.

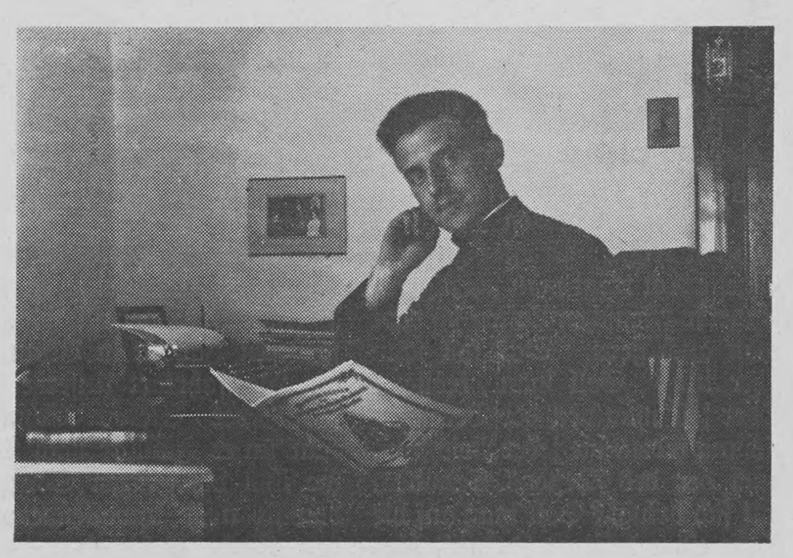
So gerne hätten wir noch viel mehr über den hochwürdigen Jubilaren gesagt. Uns seinem ausdrücklichen Wunsche beugend, legen wir dem Marienboten sehr ungern nur Schweigen auf. Der Marienbote drückt dem hochw. Jubilaren hiermit seinen herzlichsten Segenswünsche aus. Pater Groetschels Priesterleben ist noch lange nicht zuende. Und mit diesem Leben bleiben ihm auch noch die Kreuze und die Dornen. Möge Gott segnen und Maria milde leiten, auf daß die letzten Kreuze noch viel Erlösung wirken, bis die goldene Priesterkrone voll und ganz erkämpft sein wird.

* * *

Pater Heinrich Kelz O.M.J.

Als Pater Kelz im Jahre 1926 von Deutschland nach dem Westen Canadas kam, riß er wie jeder andere hier landende Europäer seine Augen auf. Pater Kelz war damals 26 Jahre alt. Die schöne deutsche Heimat lag weit entfernt, hinter dem großen Meer, das Pater Kelz gemeinsam mit den hochw. Patres Ph. J. Hubbert O.M.J., Jos. Schneider O.M.J., Schoenwasser O.M.J., und dem längst verstorbenen jungen Oblatenpriester Pater Bergmann gerade überquert hatten. Als weiterer „Auswanderer" nach dem weiten Westen gehörte auch der bei allen deutschen Oblaten wohlbekannte Dr. Friedr. Eid der nach Canada reisenden Oblatenmissionarsgruppe an.

Kommt man von Deutschland nach Westcanada, dann erschauert man ein wenig. So richtig lernte Pater Kelz das Erschauern aber erst einige Jahre später kennen. Als Pfarrer der Gemeinde Blumenfeld bei Prelate hatte er alle Gelegenheit, die Wetter und die Nöte eines Präriepfarrers kennen zu lernen. Schwere Jahre im Lande einer nie zu enden wollenden Dürre und nie endender Staubstürme härteten unseren hochw. Jubilaren genügend ab.



Pater H. Kelz O.M.I.



Auf der Reise von Europa nach Canada (1926). — Von links nach rechts: P.P. H. Kelz O.M.I., Ph. Hubbert O.M.I., Dr. Fried. Eid, P.P. Bergmann O.M.I. und Jos. Schneider O.M.I. Im Vordergrund: Links: Unbekannt, rechts Pater Schoenwasser O.M.I.

Die Pionierpatres hatten es schwer. Sie hatten mit Pferd und Wagen oder Schlitten meilenweit überland, durch Hitze und kanadischen Winter zu reisen, bevor es zu organisierten Gemeinden kam. Den jüngeren Patres, jenen, die heute wie Pater Kelz fünfundzwanzig Jahre im kanadischen Priesterdienst stehen, machte es der Herrgott nicht viel leichter. Wohl waren Pfarrhäuser und Gemeinden da, es kamen aber auch die schweren Dreißiger, die manchmal aussahen, als wenn der Bettelstab vor der Tür stände. Den Menschen fehlte Brot, und den Menschen schwand die Hoffnung. Es ist ja immer so, daß schlechte Jahre am allerschlimmsten zu ertragen sind, wenn sie reichen Ernten folgen. In solchen Zeiten ist es nicht leicht, Priester zu sein. Eigene Not trägt man schon gern. Anderer Menschen Lasten schleppt man auch gern. Was soll man aber tun? Soll man trösten? Oder soll man von der Verweichlichung reden, die jeder Reichtum, auch der des Westens Canadas, mit sich bringt? Soll man auf die Tage einer besseren Zukunft hinweisen? Oder soll man alter Sünden wegen warnen und inmitten von Sorge und Not vom Kreuze reden? So wie Gott es von uns Priestern will?

An derartige Priestersorgen und Priesterleiden denkt man gewöhnlich nicht, wenn man das Leben unserer Geistlichen betrachtet. Das Laute und das Große wird auch immer lauter und größer gelobt als das Stille, Ungesehene und wirklich Schwere. Schreibt einer viele Bücher, ist er als Redner weit und breit bekannt, baut er Kirchen ohne Zahl, dann spricht man schon von ihm. Das wirklich Große ist jedoch nur den Augen Gottes sichtbar. Und das ist schon gut so. Die Menschen können es ja doch nicht gebührend einschätzen und belohnen. Nur Gott kann das.

Pater Kelz hatte es bis jetzt noch nicht allzu leicht in seinem Priesterleben gehabt. Nach den schweren Jahren in Blumenfeld, am Wallfahrtort Unserer Lieben Frau der Sieben Schmerzen, kam unser Jubilar nach Denzil, wo ihm die ganzen Sorgen der damals noch unvollendeten großen Kirche aufgeladen wurden. Im Jahre 1944 ernannte der Provinzialobere unseren Jubilaren zum Novizmeister und zum Oberen des Oblatendistriktes von Winnipeg.

Pater Kelz, der sich in aller Stille und ohne jemals darüber zu reden zum feinen Kenner der Seelenkunde und der mystischen Theologie entwickelte, fühlte sich unter den jungen Kandidaten, die er ins Oblatenleben einführen sollte, ganz zu Hause. Zu gleicher Zeit übernahm er das Predigen von Exerzitien für Priester und für Ordensleute, so wie auch Arbeiten in der Volksmission.

Bevor des Jubilaren Amtszeit als Oberer von Winnipeg um war, wurde unser Noviziat in St. Charles, Man., geschlossen. Pater Kelz wurde somit „arbeitslos". Da er keine Novizen mehr zu betreuen hatte, widmete er sich immer mehr der Exerzitien- und Missionsarbeit, bis er im Jahre 1947 nach Grayson berufen wurde.

Von seinen fünfundzwanzig Priesterjahren verbrachte der Jubilar vierundzwanzig im Westen Canadas. Alle die ihn näher kennen, wissen, daß keines dieser Jahre leicht war. Pater Kelz scheint mit einem ganz besonderem Kreuz gesegnet zu sein, über das er selbst niemals redet. Dieses Kreuz und seine stille, kluge Persönlichkeit haben ihm große Achtung unter den Patres erwirkt.

Still und zurückgezogen, wie er gelebt, will er nun auch den fünfundzwanzigsten Jahrestag seiner heiligen Priesterweihe feiern. Im Jahre 1938 wurde Pater Kelz von den Patres der Provinz als Vertreter der St. Marienprovinz gewählt und nach Rom gesandt, um an den Beratungen des Generalkapitels der Oblaten

teilzunehmen. Bei dieser Gelegenheit besuchte unser Jubilar noch einmal sein Heimatsland. Heute staunt er nicht mehr über den Westen Canadas. Er kennt das Land von innen her, mit dem Empfinden eines echten Priesterherzen. Und er weiß: Wo ich bin, zählt nicht. Nur Gott zählt, ja, und auch die Kreuze zählen, die man dieses großen Gottes und der Seelen wegen gerne trägt. Wenn es auch manchmal schwer ist.

Marienbote und alle Marienbotenleser wünschen auch dem hochwürdigen Pater Kelz O.M.J. Gottes reichste Gnade zum silbernen Priesterjubiläum.

* * *

Pater Ph. J. Hubbert O.M.J.

Ungefähr sechzig Meilen nordwestlich liegt das kleine Städtchen Dilke. Kommt man vom Westen oder vom Osten, sieht man etwas außerhalb des Städtchens von einem kleinen Hügel die St. Bonifatiuskirche grüßen. Sie ist das Werk des jetzigen Pfarrers von Dilke, des hochwürdigen Pater Ph. Jos. Hubbert O.M.J., der am 5. Juli zusammen mit Pater Kelz O.M.J. sein silbernes Priesterjubiläum feiert.

Über den hochw. Pater Hubbert dürfen wir nicht viel sagen. Er will es einfach nicht. Wer Pater Hubbert kennt, der sagt lieber ja, wenn Pater Hubbert etwas bestimmt. Nicht aus Furcht vor ihm stimmt man ihm bei, sondern aus dem einfachen Grunde, weil man Pater Hubberts Argumentieren nicht leicht widerlegen kann.

Wie Pater Kelz, so behält auch Pater Hubbert sein persönlichstes Denken ganz für sich. Nur wenige wissen, welche Bücher er liest und welcher Art die Gedanken sind, die gerade das Entgegengesetzte von den Dingen sind, die sie nach Außen hin zeigen. Zu denen gehört Pater Hubbert.

Seit langen Jahren schon lebt unser Jubilar ganz allein in seinem Pfarrhaus, als Pfarrpriester und als Koch und Haushälter. Kommt man mit ihm zusammen, fällt eines sofort auf: Pater Hubbert ist bis obenauf gefüllt von echter Oblatenliebe. Über andere darf bei ihm nicht geredet werden, und nach Hause darf man auch nicht sobald gehen.

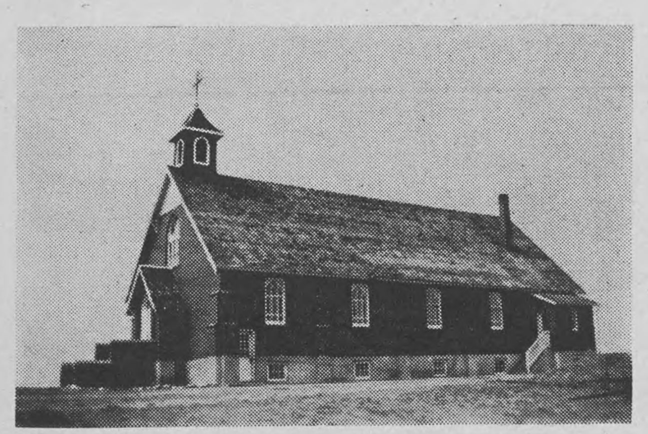
Die Leute von Dilke wissen, daß Pater Hubbert und ewiges Arbeiten fast ein und dasselbe sind. Sagte da ein Dilker Farmer zum Schriftleiter einmal: „Unser Pater und Fleiß sein ein und dasselb." Dieser Ausdruck stammt also nicht von uns. Wir wiederholen nur, was die Leute sagen.



Pater Ph. J. Hubbert O.M.I.

Wir wagen nicht, mehr über unseren Jubilar zu sagen. Pater Hubbert, der als Frontsoldat den ersten Weltkrieg mitmachen mußte, hat auch hier zulande tapfere Missionsarbeit geleistet. Auf seinem Primizbildchen lesen wir zwei Bibelsprüche. Da steht erstens aus dem Buche Jeremias: „Mit ewiger Liebe habe ich dich geliebt und dich deshalb voll Erbarmen an mich gezogen", und zweitens aus dem Buche Genesis: „Ziehe hinaus aus deinem Vaterlande und aus deiner Verwandschaft und aus dem Hause deines Vaters und komme in das Land, das ich dir zeigen werde. Fürchte dich nicht. Ich, Gott, will dein Beschützer und dein überaus großer Lohn sein."

Diese zwei Bibelverse sind die Charakterzüge, von denen Pater Hubberts Leben durchzogen ist.



Die St. Bonifatiuskirche von Dilke, Sask., erbaut von unserem Jubilar Pater Ph. Hubbert O.M.I.

Verschiedene Haltung zur Religion

von P. Joseph Schneider O.M.J.

Von Zeit zu Zeit tauchen in kath. Blättern Berichte auf über der Menschen Verhalten gegen die Ordensschwestern. Manchmal sind sie von Nonnen selbst geschrieben. Sie müssen ja oft monate- und jahrelange Kurse machen an den Hochschulen; müssen die Kunst der Buchführung und Geschäftstüchtigkeit lernen für den Großbetrieb ihrer Anstalten. Dabei erleben sie dann die seltsamsten Vorkommnisse.

So bestieg einmal in Chicago eine ältere Frau die Straßenbahn. Festen-Blickes schaute sie sich um, und einen Augenblick später marschierte sie festen Schrittes auf eine Schwester zu, um laut plaudernd neben ihr Platz zu nehmen. „Hallo, Schwester, rief sie; habe ich Sie nicht lachen sehn? Dies ist das erste Mal in meinem Leben, daß ich mit einer Schwester rede und sie lachen sehe. Sie haben doch gelacht, nicht wahr? Oder hab ich mich getäuscht?" Gar bald packte sie all ihre Familiengeheimnisse aus und informierte die Schwester über alle Einzelheiten ihres Haushalts.

In einem Museum, wo einige Schulschwestern studienhalber verweilen mußten, wurden sie von einem Schulbuben angeredet: „Was für 'ne Sorte Menschen seid denn Ihr? Und ein älterer Mann, der sich plötzlich hinzugesellte, ergänzte diese Frage: „Gehört Ihr mit zu dieser Ausstellung?"

Eine Familienmutter schlug einmal zur Weihnachtszeit feindselige Töne an. Sie hatte in der Stadt eingekauft und bestieg die Elektrische, um mit ihren 5 Mädchen heimzufahren. Eines von ihnen setzte sich ohne Bedenken neben eine Ordensfrau. Die Mutter sieht es und ruft mit erregter Stimme und flehendlicher Gebärde: „Was ist los? Wie kannst du dich neben die da setzen? Mit so einer unterhält man sich doch nicht!"

Wie oft aber auch, versichern uns die Schwestern, sind sie Gegenstand der höchsten Achtung und Ehrerbietung. Oftmals bieten ihnen Arbeiter und Beamte auf der Eisenbahn ihre Sitzplätze an. Oftmals, wenn sie im Cafe ihre Mahlzeiten bezahlen wollten, fanden sie zu ihrer Überraschung, daß irgend ein Unbekannter ohne ein Wort zu sagen die Rechnung beglichen hatte. Auf der Straßenbahn wurde ihnen gar oft die Fahrt von Fremden bezahlt; nicht selten tat es der Schaffner (Konduktor) selber, ihnen zuwispernd: Schwestern, betet für mich.

An einer der verkehrsreichsten Straßenecken löste sich eines Tages ein junger Mann aus der Menge. Hauchte ihnen mit dem Hut in der Hand sein Anliegen ins Gesicht: Schwestern, betet für mich! Versteht Ihr? Aber gleich jetzt muß es sein. Ich brauch es sofort, gleich diesen Augenblick!

Wahrhaft rührend benahm sich ein Polizist gegen sie. Hoch zu Roß hielt er den Großstadtverkehr an und führte die Schwestern feierlich, zum Staunen aller Zuschauer, über die Straße hinweg auf die andere Seite.

Pater Hubbert spricht nie von seiner Liebe zu Gott. Er betont jedoch die Liebe des Erbarmen Gottes, die, wie jeden Priester, so auch ihn gerufen hat und führt. An diese Liebe glaubt der Jubilar. Ihr ohne viele Worte zu dienen, befolgte er das Wort Gottes an Abraham und zog in die Fremde, die ihm heute nicht mehr fremd ist. Fremd ist dem Jubilar das Vaterhaus geworden, und Heimat ist ihm nur dort, wo er als Priester seinem Gotte dienen kann.

Sehr oft haben wir den Jubilaren in diekem Sinne reden hören.

Möge Gott auch ihm seinen allerreichsten Segen zum silbernen Priesterjubiläum erteilen. Bescheiden schließt sich der Marienbote den vielen Glückwünschen an, die dem Jubilar an seinem Ehrentag von vielen Seiten zukommen werden.

* * *

Still und zurückgezogen werden beide Silberjubilare, Pater Kelz O.M.J. und Pater Hubbert O.M.J. ihren Freudentag verbringen. Gedenken wir ihrer in unseren Gebeten.

Eine Mischung von bissiger Feindschaft und freundlicher Begeisterung für unsere Schwestern fand sich neulich in einer Zeitungsspalte der New Yorker Blätterwelt. Drei Ordensfrauen wurden in einem der Elendsviertel der Stadt von betrunkenen Landstreichern belästigt und verhöhnt. Die Beleidigung erregte den gerechten Zorn aller Gutgesinnten und mobilisierte ihre Fäuste, Stecken und Regenschirme in einer überraschenden Verteidigungsaktion. Die Missetäter wurden blau und blutig geschlagen. Bewußtlos lagen sie in der Gasse und entrannen nur mit knapper Not dem Tod.

Die Erregung über den Zwischenfall zitterte noch nach in der folgenden Gerichtssitzung. Der Richter gab seinem Bedauern über das Geschehnis freien Lauf und verdammte in flamender Rede die Trunkenbolde; betonte, sie verdienten auf dem Scheiterhaufen verbrannt zu werden und er selber würde sich überglücklich fühlen, wenn er diesen mit eigener Hand in Brand stecken könnte.

Das ist in großen Linien das Verhalten der Menschen gegen unsere Schwesternschaften. Freundlichste Anhänglichkeit an sie und stille Bewunderung wechseln mit trauriger Gleichgültigkeit und versteckter oder offener Feinseligkeit.

Wie sich die Welt zu ihnen verhält, so stellt sie sich zur Katholischen Religion im allgemeinen. Der Zusammenhang und die Wechselbeziehungen sind klar. Die Schwesternorden sind noch immer ein Wesensbestandteil der Kirche gewesen; diese läßt sich garnicht denken ohne sie. Sie verkörpern ihr höchstes Lehr- und Sittenideal; das Jungfräulich-Mütterliche, wie es aus dem Lebensbild der Allerseligsten hervorleuchtet. (Wie es, nebenbei bemerkt, bei den N. Yorker Gerichtsverhandlung sich kundtat. Die Schwestern versicherten ihre Angreifer der herzlichsten Vergebung und bestanden auf Schonung und milder Behandlung für sie.) Sie verkörpern mit einem Wort den weiblichen Zug in ihrem männlich-heroischen Tugendideal und in ihrer weltumfassenden Liebestätigkeit. Und gepaart mit diesen den sittlich-religiosen Radikalismus der totalen Selbsthingabe. Die Schwestern sind durch die Verwirklichung des Ordensideales etwas wesenhaft Katholisches, das sich in keiner anderen Religionsgemeinschaft wiederfindet. Kein Wunder denn, daß die Welt gegen die Kirche fühlt wie sie gegen die Schwestern fühlt. Hier wie dort begegnet man rührender Anhänglichkeit, bedauernswerter Gleichgültigkeit, peinlicher Abneigung und Feindseligkeit. Diese Behauptung läßt sich leicht durch allerhand schlagende Beispiele belegen.

Wie rührend, wenn ein altes Mütterchen beim Priesterbesuch mit Tränen in den Augen bekennt: Ich hab die Priester so gern.

Wie schön, wenn alte Leute mit dem Schnee des Alters in den Haaren jeden Morgen zur Hl. Messe sich einfinden. Sie würden sie nicht missen um einiges in der Welt. In der Unterhaltung merkt man heraus, wie zart und feinfühlend sie sind in Beurteilung des Nächsten. Und Sonntags morgens wandern sie mit der größten Selbstverständlichkeit von einer Kirche zur andern, um eine möglichst große Zahl hl. Messen heimzunehmen. Sie erinnern einen an den seligen Math. Talbot in Dublin (Irland), der nach einem 16jährigen Trinkerleben an Sonn- und Festtagen schon um 3 Uhr in der Frühe auf den Beinen war, um in den Pfarr- und Klosterkirchen 10-15 hl. Messen zu ergattern. Auf einem dieser Liebesgänge fiel er eines Tages tot zusammen. . . Wie rührend diese Anhänglichkeit!

Wie drollig-traurig dagegen in manchen Menschen die Selbstabschließung und Voreingenommenheit gegen die Kath. Kirche. Schreibt da ein Professor der Protest. Theologie, die Kath. Kirche behauptet eine „vollkommene Gesellschaft" im sittlichen Sinne zu sein! Tadellos und heilig und über jeden Fehler erhaben! Wie irrig! In Wahrheit beansprucht sie nur, eine souveränes Gebilde zu sein wie der Staat, freilich auf der übernatürlichen Ebene. Jener sorgt für die zeitlichen Bedürfnissen der Menschheit, sie für die ewigen.

Wie seltsam, wenn Prediger in Houston (Texas) ätzende Flugblätter loslassen gegen die Pilgernde Madonne von Fatima und ihre Statue als Götzenbild beschreiben.

Wie traurig, wenn Schiller, der deutsche Dichterfürst, in seinem Bühnenstück „Maria Stuart" Ablässe(!) verleiht für Mord und Blutvergießen, die erst in der Zukunft zur Rettung der unglücklichen Königin aus den Krallen der Elisabeth stattfinden sollen.

Wie peinlich, daß ein Mann wie Bismark die Unfehlbarkeit des Papstes in Glaubens- und Sittenfragen ausdehnte auf alle Gebiete und seine Angst nicht unterdrücken konnte gegenüber einem Obersten Hirten, der (wie er meinte) in der inneren und äußeren Politik seiner Herde ohne Gefahr des Irrtums diktieren konnte.

Am schlimmsten von allen-schlimmer als Un-

wissenheit, Abneigung und Voreingenommenheit — scheint mir die unglaubliche Gleichgültigkeit mancher Kreise gegen das Heilige zu sein.

Diese Gleichgültigkeit starrt uns ins Gesicht aus den Schaufenstern der second hand Verkäufer. Da stehen sie in bunten Gruppen: alte Tassen, Bücher, Bilder, Werkzeuge jeder Art und mit ihnen Kruzifixe und Heiligenstatuen ehrfurchtslos zusammengewürfelt und wie alles andere dick mit Staub und Spinngeweben übersät.

Diese Gleichgültigkeit widert uns an in tiefster Seele in modernen Bilderzeitschriften. Auf der einen Seite zeigen sie den Papst in goldenen Festgewändern die hl. Geheimnisse feiernd und direkt gegenüber die neuesten Schönheitsköniginnen im Badeanzug, wie sie sich von männlichen „Sachverständigen" mit grosser Genauigkeit die Schenkel und Hüften messen lassen.

Diese Gleichgültigkeit füllt uns mit wahrem Ekel in den Heiratsabmachungen verheideter Männer und Frauen.

Welche Entweihung der natürlichen und sakramentalen Heiligkeit des Ehebundes! Welche Verunehrung jener sakralen Einswerdung, die das lebendige Abbild der Verbindung Christi mit Seiner Kirche sein soll!

Liebe ersetzen sie mit Fleischesrohheit; christl. Opfergeist durch höllischen Egoismus (Selbstsucht); stetes Pflichtbewußtsein gegen die Gemeinschaft durch schwankende Launen tierischer Leidenschaft.

Solche Menchen leiden nicht nur an Gehirnschwund; es fehlt ihnen der Sinn, das Fingerspitzengefühl für alles was sich ziemt.

Mußte man da diesen Sommer hören, wie ein weißes Frauenzimmer den Häuptling eines Negerstammes heiratete. Als Mrs. Seretse Khama wird sie in einer afrikanischen Lehmhütte wohnen, die mit Wellblech gedeckt ist. 100.000 schwarze Stammesanghörige werden sie als Königliche Hoheit verehren.

Ungefähr zur gleichen Zeit verbreitete sich die Nachricht, daß ein italienisch, d.h. christlich geborenes Weibsbild der Hollywood-Kolonie sich einen Jünger Mohammeds des Propheten zugelegt hat. Beide hatten sich kurz vorher von ihrer ersten Ehehälfte scheiden lassen. Ihre wie seine Kinder werden die Heere Allah's verstärken.

Solche Vorkomnisse erfüllen uns mit wahrer Besorgnis. Sie sind viel schlimmer als wenn ein paar dunkle Gestalten aus der Unterwelt, denen der Schnaps den Kopf verwirrt hat, einige Frauen im Ordenskleid verhöhnen. Es ist ein weltweites Ärgernis; das untrügliche Zeichen inneren Zerfalles. Es deutet hin auf ein Anwachsen der Gleichgültigkeit gegen die Wahrheit nach dem Muster des Pilatus: Quid est veritas? Christlich oder Moslem; Jesus oder Barabas: wo ist der Unterschied? Es ist alles dasselbe!

Wir haben Angst vor dem politischen Bolschewismus, der allenthalben die Völker bedroht. Wir spenden Milliarden zu seiner Abwehr, und mit Recht. Denn wehe uns, wenn die rote Blutfahne über den Regierungsgebäuden in Ottawa oder Washington gehißt würde! Und dennoch tun die oben erwähnten Religionsverächter alles um diesem Höllensystem die Wege zu ebnen. Und die entchristlichten Tagesblätter treten den Wahnsinn breit; tischen es Tag für Tag ihren Lesern auf und rammeln es den breiten Massen den Schlund hinunter. Unselige Volksverderber! Totengräber der Nation!

Sehen sie nicht, daß ein religiös-sittlich verdorbenes und verwirrtes Geschlecht, das ohne Verantwortungsgefühl groß geworden, früher oder später den politischen Bolschewismus umarmen wird? Schon heute schleicht der Verrat durch's Land. Bis in die höchsten Regierungsstellen hinein liebäugelt man mit dem Kommunismus. (vgl. Unamercan activities — Amerika-feindliche Betätigung). Wie soll es einmal enden?

Der Tag wird kommen, wo ein Geschlecht, das keinen Unterschied sieht zwischen demokratischem System und Tyrannenmethoden, schreien wird: we want a change. Und wenn sie es nicht sagen, wird es eine kämpferische Minderheit für sie tun, so wie es in Rußland geschehen ist. Was wird die Folge sein? Die Freunde der Freiheit werden sich wie Mäuse vor der Übermacht in die Löcher verkriechen und Sichel und Hammer flattern über den Türmen. Es ist nicht auf einmal gekommen oder über Nacht.

Jahrelang vorher hat der Geist Stalin's geherrscht in den Schulen und Universitäten;

in den Geschäftsräumen der Goldjäger;
in unsern Ein- und Zwei-familienhäusern.
in den Theatern und Druckereien;

Deshalb weht die Rote Fahne jetzt über dem Parlament. Es wird das natürliche Ende sein eines unnatürlich gottlosen Zeitalters.

Die Oblaten Kimberleys im Silberkranz



von Franz Hagel O.M.J.

(Monatsblätter)

Ein schwerer Schlag, um nur einige Erwähnungen zu machen, traf das Vikariat, das den Wohltätern, Freunden und Gönnern in der Heimat so vieles verdankte, als die Regierung Deutschlands die Hilfe, auf die Kimberley von dorther angewiesen war, zuerst erschwerte und dann ganz abdrosselte. Alsdann von 1936 an auch die südafrikanische Regierung die Einwanderung deutscher Missionare sperrte, wurde der Mangel an Mitteln und Personal so fühlbar, daß sich Bischof Meysing entschloß, in Amerika neue Hilfsquellen zu erschließen. Während er dort von Ort zu Ort, von Stadt zu Stadt eilte, brannte in der Nacht vom 31. Dezember auf den 1. Januar 1939 seine Bischofskirche ab. Nichts blieb übrig als der Turm, vier rauchgeschwärzte Mauern und ein Haufen Trümmer.

Darüber brach der zweite Weltkrieg aus. In der Nacht nach der Grundsteinlegung zum neuen Gotteshaus wurden sämtliche deutschen Priester in Kimberley verhaftet und ins Polizeigefängnis gebracht, von wo aus der Abtransport nach dem Zivilgefangenenlager erfolgen sollte. Den Bemühungen des Bischofs gelang es, die Patres und Brüder am folgenden Tage wieder freizubekommen. Indessen war es nicht zu verhindern, daß bald nachher alle Patres und Brüder, die nach 1935 ins Land gekommen waren, interniert, aber nach Jahresfrist wieder entlassen wurden. Die Missionsarbeit wurde dadurch wohl gelähmt, aber nicht stillgelegt. Auch während des Krieges stieg die Zahl schwarzer Christen.

Im Jubiläumsjahr können wir auf eine Glaubensernte zurückschauen, die folgende Statistik ergibt:

Katholiken 28,757, darunter 25,600 Negerchristen; Katechumenen 3,573; Schulen 57; Schüler 9,553; Lehrkräfte 182; Katechisten 40; Krankenstationen 11, darunter 2 Hospitäler.

Wenn wir diese Zahlen überblicken, dürfen wir mit dankbarem Herzen sagen: „Gottes Segen ruhte auf unsern Arbeiten".

Ein deutscher Gelehrter hat einmal vor Jahren den frommen Wunsch geäußert: „Ich möchte, daß auch die Negerlein in den Himmel kommen, damit nicht lauter Bleichgesichter dort sind." Dieser etwas seltsam begründete Wunsch ist in Erfüllung gegangen. Es steht mir zwar keine genaue Statistik zur Verfügung, aber ich habe die Friedhöfe gesehen, auf denen schwarze Mitchristen der Auferstehung warten; ich weiß auch, daß wir im Vikariate Kimberley allein in den letzten 10 Jahren alljährlich zwischen 300 und 400 zur letzten Ruhe betteten. Darnach dürfen wir mit Zuversicht annehmen, daß unter „der großen Schar, die niemand zählen konnte", auch die so lange vergessene Negerwelt ihren entsprechenden Anteil hat.

4. Blätter aus dem Silberkranz

Um den verehrten Lesern eine Vorstellung vom Planen und überlegen, vom Arbeiten und Mühen, vom Wandern und Suchen, aber auch von den Erfolgen und geistigen Freuden zu ermöglichen, die eine 25jährige Missionsarbeit mit sich bringt, müssen wir auf einzelnen Blätter im Silberkranz, d.h. auf die einzelnen Stationen, etwas näher eingehen. Nur so bekommen die dürren Zahlen und Daten, die oft so dürr sind wie die Dornbüsche unserer Steppen, frisches Leben und Blühen. Was könnte jede Kirche in unsern Städten, jedes Kirchlein auf einsamen Missionen, unsere Kapellen auf den endlosen Step-

pen, unsere Schulen und Krankenstationen erzählen von Freud und Leid, von menschlicher Armseligkeit und Triumphen der Gnade Gottes, von Glaubensglück und seligem Sterben! Ein paar kurze Angaben:

Im Westgriqualand

Das Westgriqualand, große Steppen zwischen Oranje und Vaal, ein Ausläufer der Halbwüste Karru, war einmal von Griquahottentotten und Buschmännern bewohnt, die ihre Herden umhertrieben oder Gazellen und Antilopen jagten. Die Griqua hatten es sogar zu einem kleinen Staatswesen gebracht, die ihre Unabhängigkeit bei der Belagerung von Griquatown zu verteidigen wußten, aber schließlich den Feuerwaffen der Europäer unterlagen. England gab ihnen auch ein Parlament. Zu dessen Eröffnung schlachteten die Parlamentarier gelber Hautfarbe einen fetten Ochsen, und die Sitzungen dauerten keinen Augenblick länger, als bis vom Ochsen nichts mehr übrig war als die Hörner und die Klauen. Die Griqua sind heute in einer Mischrasse aufgegangen oder abgewandert. Der heutige Mittelpunkt dieses Landes ist Kimberley, die Diamanten-Stadt. Wer heute nach Kimberley kommt, kann sich keine Vorstellung machen vom magischen Zauber, von der blühenden Romantik ihrer Entstehungszeit vor 70 Jahren. Aus einem Zeltlager, aus einer Sammlung von Blechbaracken, wurde eine moderne Großstadt, die ruhig, gesichert dasteht. Daher klingen Erzählungen aus der ersten Zeit wie Märchen, wie Berichte aus den arabischen Nächten, wie Biwakslärm und Jahrmarktstrubel. „Das schreiende Feld" nennt es ein Berichterstatter damaliger Zeit; „die Stadt, in der Diamanten auf der Straßen liegen", ein anderer. Beide hatten recht. Über diesem Flecken Erde, aus dessen Grund ungeheure Werte an Diamanten gehoben wurden, standen aber nicht nur Glückssterne, sondern brüteten auch unheimliche Mächte wie Entbehrung, Strapazen, Enttäuschungen, Unglück und früher Tod. Auch ihr erster Missionar, P. Hidien OMJ, fiel diesen Mächten als Opfer seines Berufes anheim. In Kimberley standen neben der Bischofskirche im Jahre 1925 drei Institute, die wie leuchtende Sterne aus dem Stadtbild prangen. Seit 1880 leiteten die Schwestern der heiligen Familie von Bordeaux eine höhere Mädchenschule. 1880 eröffneten die Nazareth-Haus-Schwestern ein Heim für Waisen, alte und kranke Leute und besonders für die Unglücksraben, die statt Diamanten nur Krankheit und Elend fanden. 1897 hatten die Christian Brothers, eine irische Genossenschaft, auch eine höhere Schule für Knaben eröffnet. Alle drei sind Zentralpunkte christlichen Geistes, der Erziehung und der Nächstenliebe geblieben und haben sich unschätzbare Verdienste um Stadt und Land erworben.

Auch für die Inder und Farbigen war bereits die Franz-Xaver-Mission vorhanden; zwei Räume dienten als Schule und Kapelle. In den 25 Jahren unter Bischof Meysing ist diese Mission ein Zentrum kirchlichen Lebens geworden. 1931 bauten hier unsere Brüder sechs neue Klassenzimmer; 1943 folgten weitere zwei und die Kirche. Unter Leitung von P. Colette OMJ erhielt aber diese Mission 1946 ihre Vollendung und Krönung. Die Kirche wurde gründlich erneuert und erweitert. In zwölf Schulklassen lernen und schwitzen 437 Schüler; im Kirchlein sammeln sich 772 Gläubige. Die St. Franz Xaver-Mission zählt zu den schönsten der Stadt.

Mit Kimberley ist aber auch ein Außendistrikt verbunden, der bis weit in die Kalahari hinausreicht, bis zu den Maganese-Bergwerken von Postmasburg. Da gibt es manche Fahrt bis zu 500 km, um die 1260 Katholiken weißer und schwarzer Farbe zu versorgen. Ein „Wandermissionar" ist fast das ganze Jahr unterwegs, denn auch drei Schulen mit 345 Kindern wollen versorgt sein.

Im Westen der Stadt befindet sich eine große Lokation, ein Negerviertel Nr. 2. Hier hausen seit der Enstehung der Stadt viele Neger aller Zungen, aller Sprachen, deren Zahl heute auf rund 18000 angewachsen ist. Diese armen Menschen waren vor Ankunft der deutschen Patres noch nicht erfaßt worden; die Sekten hatten freies Spielfeld. Hier legte Bischof Meysing den Grundstein zu einem Werke, das sich im Laufe der Jahre zu einer der schönsten und blühendsten Mission entfaltet hat. Von der Größe dieser Mission wird man sich eine Vorstellung machen können, wenn man hört, daß allein der Westflügel der stattlichen in T-Form gebauten Mission nicht weniger als 60 Meter mißt und daß täglich über 1000 Kinder aus- und einfluten, angefangen vom Kindergarten bis zur sechsten Schulklasse. Schuldirektor Dr. Dondun aus der Lehrergenossenschaft der irischen Schulbrüder wird von vier Dominikanerinnen und 13 schwarzen Lehrkräften in seiner großen Aufgabe unterstützt. Ein Neubau mit vier Schulzimmern für höhere

Klassen geht eben jetzt seiner Vollendung entgegen. Die Mission mit Priesterwohnungen und Werkstätten bildet heute einen ganzen Block. Welch ein Leben auf einem Platze, wo früher nichts gestanden als ein recht zweifelhaftes Wirtshaus! Man sagt nicht mit Unrecht, die katholische Mission St. Bonifatius erspare der Stadt zwei Polizisten. Und welches Leben in dieser Mission! Man kann sie mit Fug und Recht „das singende und klingende Haus am Rand der Steppe" nennen. Die katholische Gemeinde zählt heute 3161 Mitglieder; das Taufbuch wird bald die Zahl 5000 erreichen. Dazu kommen aber noch vier Außenstationen und drei Außenposten.

Beaconsfield, die ehemalige Diamantenmine von Bultfontein, bei der 1871 P. Hidien OMJ seine Zelte aufschlug, bekam 1873 eine Kirche mit Priesterwohnung, die inzwischen allerlei Verbesserungen erlebt haben. 1928 wurde in der Lokation Greenpoint eine Kapelle und Schule für die Neger errichtet; letztere ist inzwischen zu sieben Schulklassen mit fünf Lehrkräften und 358 Schülern angewachsen. Von hier aus ist ein Kirchlein in Ronaldsvlei für Mischlinge im Bau und geht ihrer Vollendung entgegen.

Die jüngste Schöpfung des Vikariats ist ein Hospital in Douglas, einem Landstädtchen 150 km westlich von Kimberley, am Vaal. Bereits wurden die ersten Patienten aufgenommen und große Umbauarbeiten vollzogen. Vier Schwestern pflegen die Kranken; drei Brüder vollenden die Anpassungs- und Umbauarbeiten. Im Städtchen selbst ist eine katholische Gemeinschaft von etwa 50 Weißen und in der Lokation der erste Kern zu einer schwarzen Christengemeinde, der wir ein baldiges Aufblühen wünschen. Und etwa 80 Kilometer nördlich von Kimberley, wo die Bahn Kapstadt - Kimberley - Bulawayo den Vaal auf einer über 100 Meter langen Brücke überschreitet, haben die Nazareth-Haus-Schwestern eine Farm, mit der heute vier Außenstationen und drei Außenposten verbunden sind. 868 Katholiken und 238 Schüler müssen von einem Missionar betreut werden.

(Fortsetzung folgt.)

Fronleichnahm

Dem Allerhöchsten Gut
Sei so viel Lob und Ehr,
Als Stäublein auf der Erde
Und Tröpflein in dem Meer.

So viel im Frühling du
In Gärten Blumen zählst,
So viel als Gräslein sind
Und Ähren auf dem Feld,

So viel als Tropfen uns
Die Regengüsse geben,
Als Flocken in der Luft
Beim Schneegestöber schweben,

So viel am Firmament
Des Himmels Sterne glühen,
Als Tiere durch den Wald
Und durch die Auen ziehen,

So viel wie Indien zeigt
An Muscheln und Korallen,
So viele Tropfen Blut
In Menschenadern wallen,

So viel erschaffne Dinge
Die allerhöchste Macht
Aus ihrem puren Nichts
Zum Dasein hat gebracht,

So vielmal sei gelobt,
Geehret und geliebt,
Das Heil'ge Sakrament,
Worin sich Gott uns gibt.

O wahrer Gott und Mensch,
In Brotsgestalt verhüllt,
Sei in der letzten Stund'
Mein Schutz und Glaubensschild.

Dir, Jesus, sei geschenkt
Mein Leib und meine Seele.
Mein ganzes Wesen ich
In Deine Händ' empfehle.

Herr, Du hast mich erlöst,
Du bist mein Heil, mein Gott.
Dir will ich eigen sein
Im Leben und im Tod.

O Herr, Dir lebe ich,
Dir, Herr, will ich auch sterben.
Laß mich die letzte Gnad',
Die Gnad' des Heils erwerben.

Eh' ich aus dieser Welt
Zur Ewigkeit verreis',
O Jesus, liebster Gott,
Sei Du dort meine Speis'.

Mein Leben ende ich,
O Herr, in Deinem Namen.
O Jesus, steh' mir bei
Beim letzten Atem — Amen!

Brief eines jungen Missionars

Von der Schriftleitung: Seit zwei Jahren wirkt der hochw. Pater B. Studer O.M.I. als Missionar im Apostolischen Vikariat Whitehorse, Yukon. Pater Studer ist der erste in Battleford herangebildete und geweihte Oblate, der aus der Marienprovinz ins Missionsland gesandt wurde. Wie es ihm dort geht, berichtet er im folgenden Briefe, den er an einen unserer alten Pionierpatres sandte.

Hochwürden!

Am 29. Dezember hatte ich bereits mit einem Briefe an Sie begonnen, mußte ihn aber dringender Missionsreisen wegen unterbrechen, so daß ich erst heute dazu komme, Ihnen für die Sachen zu danken, die Sie mir für meine Mission in Iskut Lake sandten. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, wie willkommen diese Sachen für meine hiesige Mission waren. In einem Ihrer Briefe ersuchten Sie mich, Ihnen einen kleinen Bericht über meine Tätigkeit unter den Indianern zu geben. Gerne kommen ich Ihrem Wunsche nach, in dem ich einen Bericht über die Missionsreisen seit Anfang dieses Jahres gebe.

Seit Neujahr war ich bereits ununterbrochen mit dem Hundeschlitten auf Reisen. Besuchte verschiedene Indianermissionen. Zuerst war ich bei den Caribou-Hide (Renntierhaut) Indianern bei Hyland Post, etwa 200 Meilen von Whitehorse. Diese Reise sollte für mich zu einem Erlebnis werden, das ich nicht so schnell vergessen werde. Ich weiß, daß es auf der Prairie manchmal sehr kalt werden kann. Man hat dort aber Wohnungen, in denen man Schutz gegen die Kälte finden kann. Auch hält die Prairiekälte gewöhnlich nicht zu lange an. Hier war die Kälte von Weihnachten bis in den Februar hinein von 35 bis 65 Grad unter Null. Stellen Sie sich nun eine tagelange Reise mit Hundeschlitten durch eine rauhsten Gebirgsgegenden Nordamerikas bei solch einer Kälte vor. Da der Schnee bereits ziemlich tief war, war auch das Fahren mit dem Schlitten sehr erschwert. Wir konnten deshalb nur das allernotwendigste an Nahrung, Kleidung neben unserem Tragaltar und einem zusammenfaltbaren Ofen mitnehmen. In Bezug auf Nahrung und Futter für die Hunde mußten wir uns einfach auf die göttliche Vorsehung verlassen. Und Gottes Vorsehung läßt, wie die Erfahrung lehrt, den wandernden Missionar nicht so leicht im Stich. Elentier- und Renntierfleisch gibt es in dieser Gegend in Hülle und Fülle.

Von Iskut Lake bis Hyland Post war Pater Mouchet mein Reisegefährte. Wir waren oft von der Reise so ermüdet und von der Kälte so durchfrohren, daß wir es fast für unmöglich hielten, weiterzukommen. Aber wir hielten durch. Einmal am Ziele unserer Reise angekommen, hatten wir alle Schwierigkeiten bald vergessen. Den tiefen Glauben und die kindliche Liebe zu Gott unter den Renntierhaut-Indianern zu sehen, muß das Herz des Missionars wirklich mit Freude erfüllen.

Auf dem weiten Wege unserer Reise ist mit Ausnahme von Iskut Lake keine menschliche Wohnung oder irgend ein anderes Gebäude, in dem man die Nacht zubringen könnte. Wird man von der Nacht überrascht, dann heißt es am nächsten Platz, wo Wasser und trockenes Holz zu finden sind, zu kampieren. Die Hunde werden an die Kette gelegt, Tannenzweige, die als Unterlage im Zelte dienen müssen, werden abgeschlagen, und dann wird das Zelt selbst aufgestellt. Alles das nimmt viel Zeit in Anspruch.

Sind wir einmal so weit, wird der zusammenlegbare Ofen aufgestellt und ein tüchtiges Feuer gemacht. Dann wird gekocht. Zu gleicher Zeit suchen wir uns an unserem Ofen so gut als nur möglich zu wärmen.

Ist das Abendbrot gegessen, beten wir gemeinschaftlich den Rosenkranz, darauf noch das Abendgebet. Nachher kriechen wir in unsere Schlafsäcke. Mit Ausnahme der Schneeschuhe halten wir unsere ganze Kleidung an. Wie man sich wohl leicht denken kann, ist das Feuer in unserem Ofen bald ausgebrannt und erlöschen. Man beginnt die Kälte

empfindlich verspüren. Jedoch, todmüde von den Anstrengungen der Reise, ist man bald eingeschlafen. Den Kopf müssen wir vor dem Einschlafen tüchtig einwickeln. Während des Schlafens friert unser Hauch auf unserem Schlafsack förmlich zu einem festen Eisklumpen zusammen, so daß morgens unser Kopf ganz in Eis gerahmt ist.

Um sechs Uhr müssen wir unser Frühstück bereiten und uns reisefertig machen, damit wir bei Sonnenaufgang — ungefähr um neun Uhr vormittags — wieder unterwegs sind. Der Weg ist selten eben, es sei denn, daß wir über einen gefrohrenen See fahren. Oft geht die Reise bergauf, dann wieder bergab. Geht es bergauf, dann müssen wir helfen den Schlitten zu drücken und zu heben. Die Hunde allein würden es nicht schaffen. Mancherorts sind die Berge so steil, daß wir den Hunden weite Strecken lang den Schlitten ziehen helfen müssen. Dann heißt es Zoll um Zoll voranzukommen zu suchen. Geht es bergab, kann der Missionar endlich aufsitzen. Gewöhnlich war ich Fuhrmann, während Pater Mouchet mit den Schneeschuhen den Schnee für den Schlitten niederzutreten suchte.

In Hydeland Post blieben wir zwei Wochen und gaben den dortigen Indianern eine heilige Mission. Hydeland Post ist eine Missionsstation, die der Missionar nur einmal im Jahre besuchen kann.

Nach einer Missionsreise von 43 Tagen kamen wir am 16. Februar wieder in Telegraph Creek an. Also pünktlich genug, um den 17. Februar, den großen Festtag unseres Oblatenordens mit unserem Oberen, Pater Forget, zu feiern. In freudiger Erwartung hatten wir während der ganzen Rückreise diesem Tage entgegenschaut. Wollten doch auch wir, wie alle Oblaten in der Welt, am 17. Februar unsere Ordensgelübde erneuern. Wir hier in den Missionen des Nordens wissen das Wort des Psalmisten zu schätzen: „Sehet, wie lieblich es ist, wenn Brüder in Eintracht beisammen wohnen."

Nach der Feier fuhr ich mit dem Hundeschlitten in den Busch, um Brennholz herbeizuholen. Des langen Winters wegen war unser Vorrat nämlich sehr knapp geworden. Bald darauf hielten wir Patres unsere jährlichen Exerzitien. Pater Forget, unserer Oberer, mußte während dieser Tage das Kochen besorgen. Bischof Coudert O.M.J., den wir hier antrafen, flog per Flugzeug in Begleitung des Indianeragenten nach Hydeland Post zurück. Am selbigen Abend fuhr ich im Hundeschlitten nach dem 25 Meilen südöstlich liegenden Buckley Lake, wo ich anderen Morgen um vier Uhr ankam. Bei dieser nächtlichen Fahrt konnte ich ein wirklich wunderschönes Nordlicht in den verschiedensten Regenbogenfarben wahrnehmen, das sich von einem Horizont bis zum anderen hin und her bewegte. Nach einem kleinen Frühstück legte ich mich in eine Kabine, wie sie hier für Reisende zum übernachten mancherorts angebracht sind, bis 11 Uhr zur Ruhe nieder. Eine Stunde später kam auch Bischof Coudert O.M.J. hier an. Ein Flugzeug hatte ihn hergebracht. Mit dem Hundeschlitten brachte ich unseren Bischof nach einem 15 Meilen entfernt liegenden Indianerlager, wo er fünf Kindern das Sakrament der heiligen Firmung erteilte.

Es war bitterkalt. Der Bischof zog es deswegen vor, eine Strecke des Weges zu laufen, was ihm sicherlich bei seinem hohen Alter sehr beschwerlich gewesen sein mußte. Er ließ jedoch nichts von Ermüdung merken. Es war Abend, als wir im Lager ankamen. Die Indianer empfingen uns in größter Freude und auch sehr feierlich. Nach zwei Tagen ging es zurück nach Telegraph Creek. Wieder einmal vergingen zwei Tage, bis wir dort ankamen.

Nachdem ich meinen Hunden einige Tage Rast gegönnt hatte, begab ich mich noch einmal auf Missionsreisen. Dieses Mal ging es nach Deuse Lake.

Heute bin ich auch von dieser Reise wieder zurück. Auch Bischof Coudert O.M.J. ist hier in Whitehorse, während Pater Mouchet zu den 48 Meilen von hier entfernt wohnenden Indianern gefahren ist, wo er Ostern verbringen wird. Hier ist es inzwischen auch schon etwas wärmer geworden, obgleich wir noch vor zwei Tagen einen Schneefall von fünf Zoll hatten.

Sie ersehen aus diesem Bericht, daß meine ganze Zeit so ziemlich ganz in Anspruch genommen ist. Für Briefe bleibt mir nicht viel Zeit übrig. Seien Sie jedoch versichert, daß ich Ihrer oft in meinen Gebeten gedenke. Während des ganzen Winters habe ich nur zwei Briefe schreiben können, und die galten meinen Eltern.

Mit herzlichem Gruß an Sie und alle mir bekannten Patres, verbleibe ich,

Ihr in Christus und Maria,
Pater Basil Studer O.M.J.

Im Laufe von zehn Jahren

vom Schriftleiter

Zehn Jahre sind vergangen, seitdem der Schriftleiter den Marienboten führt. Seit diesen zehn Jahren war die Juniausgabe des Boten auch immer unsere jährliche Priesternummer. Immer hat der Marienbote es als seine Ehrenpflicht betrachtet, von jenen Männern im Oblatenkleide zu berichten, denen Gottes Gnade der hl. Priesterweihe kam, denen die Freude des Ordens- oder Weihjubiläums geschenkt wurde, oder die der Tod abrief. Wie in jeder Familie, so herrschen auch in der Familie der Oblaten gemeinsame Freude, wenn frohe Tage kommen, gemeinsame Trauer, wenn Leid oder Tod sich einstellen. Wir Oblaten betrachten uns als Brüder. Wir sind stolz auf jeden einen, der unseren Reihen angehört und seines leistet. Kommt ein Tag, an dem dieser oder jener Oblatenpater oder Oblatenbruder unserer St. Marienprovinz gefeiert, geehrt oder betrauert wird, dann spricht auch der Marienbote, in bescheidenen Worten zwar, doch vom Herzen kommend.

Unseren lieben Mitoblaten der St. Marienprovinz an ihren großen Tagen alle Ehre und Hochachtung zu geben, betrachtet der Marienbote als Bruderpflicht. Wir wissen, daß unsere Leser sich dieser Erfüllung unserer Pflicht freuen und mit Interesse den dahinschreitenden Priesterjahren folgen, wie wir sie regelmäßig berichten.

Vieles hat sich während der zehn Jahre am Schriftleitertisch unter uns Oblaten der St. Marienprovinz abgespielt.

Der Marienbote berichtete über folgende Priesterweihen:

1940: Die Patres Watschel O.M.J., H. Bermel O.M.J. und J. Hermann O.M.J.

1941: Die Patres Ph. Engele O.M.J., Th. Riffel O.M.J., L. Stocker O.M.J., A. Pilikowski O.M.J. und Joh. Schickler O.M.J.

1942: Die Patres P. Golecki O.M.J. und J. Peters O.M.J. (letzterer den Lesern, besonders des früheren englischen Teiles des Marienboten wohlbekannt).

1943: Die Patres P. Leibel O.M.J. und P. Herbst O.M.J.

1944: Die Patres J. Schatz O.M.J. und Prince O.M.J.

1945: Die Patres Lequeia O.M.J., K. Klein O.M.J. und P. Feist O.M.J.

1947: Pater Seewaldt OMJ.

1948: Die Patres A. Shahun O.M.J., J. J. Kuffner O.M.J., B. Hermann O.M.J., B. Studer O.M.J., F. Lenz O.M.J. und F. Lewans O.M.J.

1949: Die Patres Wandler O.M.J., Hanus O.M.J. und Herz O.M.J.

Neben diesen Priesterweihen schrieb der Marienbote über folgende Jubilanten:

1940: Pater Th. Schnerch O.M.J., 25. Priesterjubiläum.

1941: P. H. Boening O.M.J. und Bruder Jos. Denner O.M.J. goldenes Oblatenjubiläum.

Priester

Wir Mittler zwischen Mensch und Gott,
Verdienen wir der Zweifler Spott?
Ach, gegen dieser Welt Begehr'
Zu wappnen euch mit Tat und Lehr',
Verkünden wir im Lebensstreit
Des Glaubens Heil und Tröstlichkeit.
Wir steh'n an eurer Wiege Schoß,
Wir sprechen euch von Sünden los,
Wir spenden euch den Leib des Herrn
Und segnen euch, Gott Geist zu Ehr'n.
Der Liebenden vereinte Hand
Umfahn wir mit geweihten Band
Und salben in der Sterbestund'
Den Kämpfern Hand, Fuß, Aug' und Mund.
So binden wir dies Leben ganz
An Gottes Milde, Macht und Glanz;
Denn alles unsrige ist Sein.
Erlaß Er uns die Seelenpein
Und schütze seine Christenheit
Von nun an bis in Ewigkeit!

Jos. Weinheber

1942: Pater Leo Gabriel O.M.J. und Pater W. Brueck O.M.J., goldenes Ordensjubiläum, Pater Fr. Plischke, silbernes Priesterjubiläum. Bruder Schuhmacher, goldenes Ordensjubiläum.

1943: Pater Wilh. Schulte O.M.J., goldenes Ordensjubiläum.

1944: Pater K. Groetschel O.M.J., goldenes Ordensjubiläum.

1946: Pater H. Boening O.M.J., goldenes Priesterjubiläum, Pater Forner O.M.J., goldenes Priesterjubiläum, und Pater Baderski O.M.J., silbernes Priesterjubiläum.

1947: Pater L. Gabriel O.M.J., goldenes Priesterjubiläum, Pater P. Hilland O.M.J., goldenes Ordensjubiläum, die Patres J. Rheidt O.M.J. und K. Ackermann O.M.J., silbernes Priesterjubiläum.

1948: Die Patres Th. Schweers O.M.J. und P. Habets O.M.J., goldenes Ordensjubiläum.

1949: Pater Jos. Schneider O.M.J., silbernes Priesterjubiläum.

1950: Pater K. Groetschel O.M.J., goldenes, und die Patres Kelz O.M.J. und Hubbert O.M.J., silbernes Priesterjubiläum.

Unsere lieben Toten wurden auch nicht vergessen. Der Marienbote schrieb über das Sterben folgender Oblaten:

1944: Pater Fr. Lutz O.M.J.

1945: Pater Wilh. Schulte O.M.J. und Pater W. Brabender O.M.J.

1946: Pater H. Hermes O.M.J.

1947: Pater W. Brueck O.M.J., Pater P. Leibel O.M.J.

1948: Pater Jos. Schulte O.M.J. und Pater E. Nelz O.M.J.

1949: Pater J. Fuchs O.M.J. und Bruder Bregula O.M.J.

Neben diesen Patres schrieben wir noch über den hochw. Pater J. Boekenfoehr O.M.J., der unserer Provinz von 1939 bis 1947 als Provinzialoberer diente und nachher mit dem Amt eines Generalassistenten betreut wurde, und über den hochw. Pater B. Ueberberg O.M.J., der nach Pater Boekenfoehr die Provinzleitung — zum zweiten Male — übernahm. Wir erwähnten in 1944 den Tod unseres Generaloberen Th. Laboure O.M.J., und 1947 die Erhebung des kanadischen Oblaten L. Deschatelets O.M.J. zum neuen Generaloberen des Oblatenordens.

Großes Interesse suchte der Marienbote auch immer für den uns allen so notwendigen Oblatennachwuchs zu zeigen. Mit großer Freude kündigten wir den Bau unseres neuen Kollegs zu North Battleford an. Diesen Herbst noch, so hoffen wir, werden wir über die Eröffnung des Knabenkollegs schreiben.

Damit es nicht nur bei Worten bleibe, haben wir es auch mit Taten versucht. Der Marienbote konnte eine $6,000.00 Priesterburse für arme Studenten abschließen, und voriges Jahr mit einer weiteren Burse beginnen. Dazu kommen noch die von den Mitgliedern des Missionsvereins gesammelten Opfer — in allerer-

Petrus und Paulus

Ihr habt der Kirche stolzen Bau gefügt
Und durch den Tod für Christi Reich gesiegt,
Ihr seid die Säulen, die das Weltdach tragen!
In Rom habt beide ihr das Licht entflammt,
In Rom hat beide euch die Welt verdammt,
In Rom habt ihr das Heidentum geschlagen!

Du, Petrus, hast den Kreuzestod gewählt
Und dich im Sterben deinem Herrn vermählt,
Doch ging das Kreuz der Welt nicht mehr verloren!
Du, Paulus, hast dein Haupt dem Schwert gebeugt
Und für dein Wort mit deinem Blut gezeugt —
Im Tod habt ihr das ewige Rom geboren!

Aus euerm Blut wuchs in der Zeiten Raum
Der einen heiligen Kirche Weltenbaum,
In dessen Schatten jetzt die Völker wohnen!
Und mag der Sturmwind brausen durch die Zeit,
Ihr schützt das Reich und seine Herrlichkeit
Und laßt das Kreuz in seiner Mitte thronen!

Willi Lindner

ster Linie aber die Gebete des Missionsvereins, zu denen wir Monat für Monat anzueifern suchten.

Es hat sich während der letzten Jahre vieles entwickelt. Was die Zukunft bringen wird, liegt in Gottes Händen. Ganz sorgenfrei ist diese Zukunft nicht. 27 Patres wurden während der letzten zehn Jahre geweiht. Inzwischen feierten 15 Patres ihr goldenes und silbernes Jubiläum — ihr Haar wird weiß und ist in vielen Fällen bereits soweit —, und sieben unserer Patres starben. Einer unserer jüngsten Patres, der hochw. P. B. Studer O.M.J. wurde in die Mission gesandt.

Es hätten diesen 15 Jubilaren und sieben Verstorbenen nicht 27, sonder wenigstens 54 Patres folgen sollen. Gilt es doch, nicht nur unsere alten Pionieroblaten zu entlasten, sondern auch die Weltmission der Oblaten mit neuen Kräften zu versorgen. Die schweren Battleforder Anfangsjahre, die gerade in die dürren Dreißiger fielen, hielten uns in unserer Entwicklung auf. Wir wären sehr gern schon viel weiter gewesen. Jetzt ist es uns endlich gelungen, mit dem Bau eines neuen Knabenkollegs zu beginnen. Während der kommenden zehn Jahre werden wir wohl von weit mehr Berufen und Priesterweihfesten berichten können.

Unfruchtbar waren die letzten zehn Oblatenjahre der St. Marienprovinz also doch nicht. Der Grundstein einer neuen Zukunft ist gelegt, und der Marienbote freut sich, an diesem Werke, wenn auch nur in sehr kleinen Maßen, so doch mit ehrlichem Eifer mitgewirkt zu haben.

Wolle Gott nun das Weitere mit noch größerem Segen begleiten.

Alles fuer dich, heiligstes Herz Jesu!

„Sieh dieses Herz, das die Menschen so sehr geliebt hat!
(Worte Jesu.)

Es braucht dich gar nicht zu wundern, daß der verstorbene Heilige Vater Pius XI. das Fest des heiligsten Herzens Jesu zu einem der höchsten im Kirchenjahr erhoben, daß er schon vor mehr als zehn Jahren die katholische Christenheit aufgerufen hat, sich dem göttlichen Herzen nicht bloß zu weihen, ihm nicht bloß Anbetung und Dank, sondern vor allem andern auch Abbitte, Genugtuung und Sühne zu erweisen . . .

„Siehe dieses Herz, das die Menschen so sehr liebte, daß es sich erschöpfte um ihnen seine Liebe zu zeigen! Und zum Dank dafür erfahre ich von einem Großteil aus ihnen nur Undank durch ihre Unehrerbietigkeiten und Sakrilegien, durch ihre Kälte und Verachtung gegen mich im Sakramente der Liebe!" So klagte der göttliche Heiland schon vor mehr als 250 Jahren, als er der hl. Margareta Maria erschien und sie beauftragte, die Herz-Jesu-Verehrung zu verbreiten. Ist das vielleicht übertrieben? Hat Jesus zuviel gesagt? Leider nein! Es gibt viel Kälte und Gleichgültigkeit, viele Frevel und Gottesraube unter der Christenheit. Du brauchst dabei gar nicht an Spanien zu denken, wo man vor einigen Jahren nicht bloß die steinernen Gotteshäuser in schändlichster Weise besudelte, zerstörte, sondern auch die lebendigen Tempel Gottes, katholischen Christen, in unmenschlichster Weise folterte und hinmordete. Du brauchst auch nicht an Rußland denken, wo man die Religion mit Stumpf und Stiel ausrotten, die Bevölkerung mit allen Mitteln teuflischer Brutalität gottlos machen will! Schau dich nur in deiner Nachbarschaft ein wenig um! Wie manche Laue und Abgestandene gibt es, die sich keinen Deut um das heiligste Sakrament kümmern, kein Zeichen der Ehrfurcht machen, wenn es zu Kranken getragen wird. Die man nie in der heiligen Messe oder bei der Osterkommunion sieht. Vielleicht auch manche, die es gottesräuberisch empfangen haben! Solche eiskalten Taufscheinkatholiken!

Dafür muß Sühne geleistet werden! Du fragst wie? Zunächst durch die Sühnekommunion am Herz-Jesu-Fest oder in seiner Oktav! Die verlangt Jesus selbst! Dann aber durch das Sühneleiden! Was das ist, fragst du? Paß auf! Vor mir liegt der Brief eines jungen Mädchens, die schon 17 Jahre an einem unheilbaren Rückenmarcksleiden darniederliegt. Darin heißt es: „So groß oft meine Sehnsucht ist nach Gott, so groß ist auch die Sehnsucht leiden zu dürfen, um Jesus Seelen dieser Zeit zuführen zu dürfen durch ein wirklich heiliges Opferleben und Sühneleiden."

Gott sei Dank, daß es noch solche Opferseelen gibt, die Sühne leisten für die Frevel ihrer Mitbrüder und Mitschwestern! Willst du nicht auch in ihre Reihen treten? Willst du nicht auch jeden Tag am Morgen entschlossen sagen: „Alles für Dich, heiligstes Herz Jesu!"

Josef Tillinger.

IHS

Eine tirolisch amerikanische Geschichte vom heiligsten Namen Jesu.

Von Dr. Friedrich von Minkus,
Schwaz, Tirol.

Der Pater Fabian hatte die Danksagung gebetet nach der 5-Uhr-Messe, und nun half ihm der Bruder Sakristan das Meßgewand ablegen. Der kleine Lintner Seppl — der eifrigste Ministrant in der Mahringer Franziskanerkirche — hatte schon Meßbuch, Kelch und Kännchen eingeräumt, Chorhemd und roten Rock an den Nagel gehängt und wartete jetzt auf den Pater Fabian, daß er ihn, wie alle Tage, hinübergeleite durch den Kreuzgang zur Klausur. Dieweilen fuhr er mit seinen kurzen Finger nachdenklich dem eingelgten Monogramm nach in der Türfüllung des großen Sakristeischraks.

„Weißt du, was das heißt, Seppl?" fragte Pater Fabian, die Kapuze überstülpend. „Jesus Christus." — „Ja: Jesus; nämlich abgekürzt, Jes. Das ist griechisch geschrieben: J — E — S. Im Griechischen wird da E, das langgesprochene, H geschrieben, verstehst du? Zur Zeit des lieben Heilands haben die meisten Leute, die überhaupt lesen und schreiben konnten, das Griechische verstanden; es war die Weltsprache; und die heiligen Apostel sollten ja, du weißt doch, alle Völker lehren: „Im Namen Jesu soll jedes Knie sich beugen", „daß wir im Himmel Seinen Anblick genießen dürfen, die wir jetzt auf Erden Seinen heiligen Namen verehren; denn es ist kein anderer Name unter dem Himmel den Menschen gegeben, in dem wir selig werden."

*

„O, Herr Wirt", fragte der amerikanische Herr, den das Reisebüro nach Mahring geschickt hatte auf Sommerfrische, den Postwirt unterm Haustor, „können Sie mir nicht jemand geben, mich auf die schöne Aussicht zu führen? Gestern habe ich hinaufgehen wollen und habe den Weg verloren im Wald und bin ganz außer Atem gekommen mit meinem schlechten Herz." Grad ging der Lintner-Seppl vorüber vom Hochamt in der Patreskirche. „Seppl", rief ihn der Postwirt her, hast Zeit, magst den Herrn da auf die Schöne Aussicht führen?" — „Wohl; nur grad der Mutter muß i's sagen geh'n."

„Du gehst in die Schule?", fragte der Mr. Brown, da sie oben schon auf der ersten Blöße rasteten, denn das Steigen fiel ihm schwer. „Nein, nein; ich bin schon in der Lehr'; bei Herrn Wohlgemut, in der Druckerei, grad neben der Post." — „Oh ja, ich kenne ihn: er sieht so kränklich aus, nicht wahr?" — „Ja, leider, er ist oft krank; er ist sehr schwach auf der Brust. Aber jetzt geht's schon wieder besser. In ein paar Jahren wird er ganz neue Maschinen kaufen, und dann behält er mich als Gehilfen und . ." — „Ist das schön, Buchdruckerei?" — „Sehr, sehr! Immer kriegt man so viel Schönes zu lesen! Und der Herr und die Frau Wohlgemut sind sehr gut zu mir. Wie ein Vater ist er für mich."

Dann saßen sie oben auf der „Schönen Aussicht" vor der Glasveranda, in der flimmernden Bergsonne. Ein Silberband, glitzerte unten im Talgrund der Fluß zwischen Wiesen und Feldern. Von der Alpenkette flossen unter den Häuptern der Felsgipfel waldsamtene Krönungsmäntel zu den blinkenden Dörfern, die gleich Schemel zu Füßen der Bergkönige lagen. Mit vollen Backen kauten die zwei, weghungrig, an ihren knusperigen Schnitzeln. Mr. Brown folgte Sepps Blick: „Du schaust auf das Abzeichen in meinem Knopfloch? Das ist von einer der allergrößten Gesellschaften von Chicago: Illinois Hydroplane Society; Wasserflugzeug-Gesellschaft von Illinois; JHS." — „Es ist auch", der Seppl zeigte auf ein kleines Anhängsel an seiner Firmuhrkette, das ihm der Pater Fabian geschenkt, „das Zeichen vom Allergrößten in der ganzen Welt." — „Was heißt es?" — „Jesus." — „Oh, bist du so fromm?" — „Ich bin ein Christ. Sind Sie keiner?" — „Doch, doch," lachte Mr. Brown, „aber, weißt du, ich habe wenig Zeit dazu, ich muß Geld verdienen, und es ist sehr kompliziert, Christ sein." — „Oh nein, es ist sehr einfach: Gott über alles lieben und den Nächsten wie sich selbst." — „Du bist ein guter Prediger." — „Hm," machte Mr. Brown. Und nach einer Weile fuhr er fort: „Weißt du, das mit dem lieben Gott, — na ja; und das mit dem Nächsten; wenn du einmal wirst erwachsen sein, wirst du schon selber sehen; man hat ganz genug mit sich selber zu schaffen in der Welt!" Da sah ihn

Ich bin das Meer, das treulos immer schwankt,

Das immer naht und immer flieht;
Du bist der Stern, deß' Treue niemals wankt,
Der ruhig auf die Wogen sieht.

Ich bin das Meer, deß' nächtlich finstre Welle
Bei jedem Hauche steigt und sinkt;
Du bist der Stern, der klare, immer helle,
Der heiter in den Stürmen winkt.

Mein Morgenstern, verscheuche du die Sorgen,
Erwecke Hoffnung mir und Mut,
Wenn kummervoll mein Geist am frühen Morgen
Erzittert vor des Tages Glut.

Mein Abendstern, o milder, gieße lebend
In dieses Herz dein tröstend Licht,
Wenn todesmüd am letzten dunklen Abend
Im Kampfe ihm die Kraft gebricht.

Guido Görres

---

der Sepp so erstaunt an aus weiten, großen Augen, daß Mr. Brown wegblicken mußte. Schließlich rief er die Kellnerin, zahlte und stand auf.

Wortlos stiegen sie ab. Als sie unten beim Kloster vorbeikamen, fragte Mr. Brown den Sepp: „Wohnt hier dieser Herr?“ — „Der Pater Fabian? Ja.“ — „Kann man ihn besuchen?“ — Strahlend führte ihn Sepp in Pater Fabians Zelle.

Tagein tagaus kam dann Mr. Brown zum Pater Fabian. Begleitete ihn wohl auch das eine oder andere Mal auf seinen Krankengängen. An den Sonntagnachmittagen, wenn der Pater Fabian frei war, gingen sie zu dritt in den Wald; war da der Seppl glücklich!

Als im Herbst Mr. Brown zurückgefahren war über den „großen Teich“ — mit Zusage der Wiederkehr —, kamen von ihm liebe Karten, warme Briefe, hübsche kleine Geschenke an Pater Fabian und Sepp. Auch regelmäßig zu Weihnachten und Namenstagen obendrein sehr große Beträge für Pater Fabians Kranke und recht ansehnliche Dollarschecks für Seppl. So daß er schließlich schon ein hübsches Sümmchen auf der Sparkasse hatte. Denn so ging es Jahr und Jahr. Herüber war Mr. Brown seitdem nicht mehr gekommen; er sei nicht gut beisammen mit seinem Herzleiden, habe sich vom Geschäft zurückgezogen, lebe ganz still.

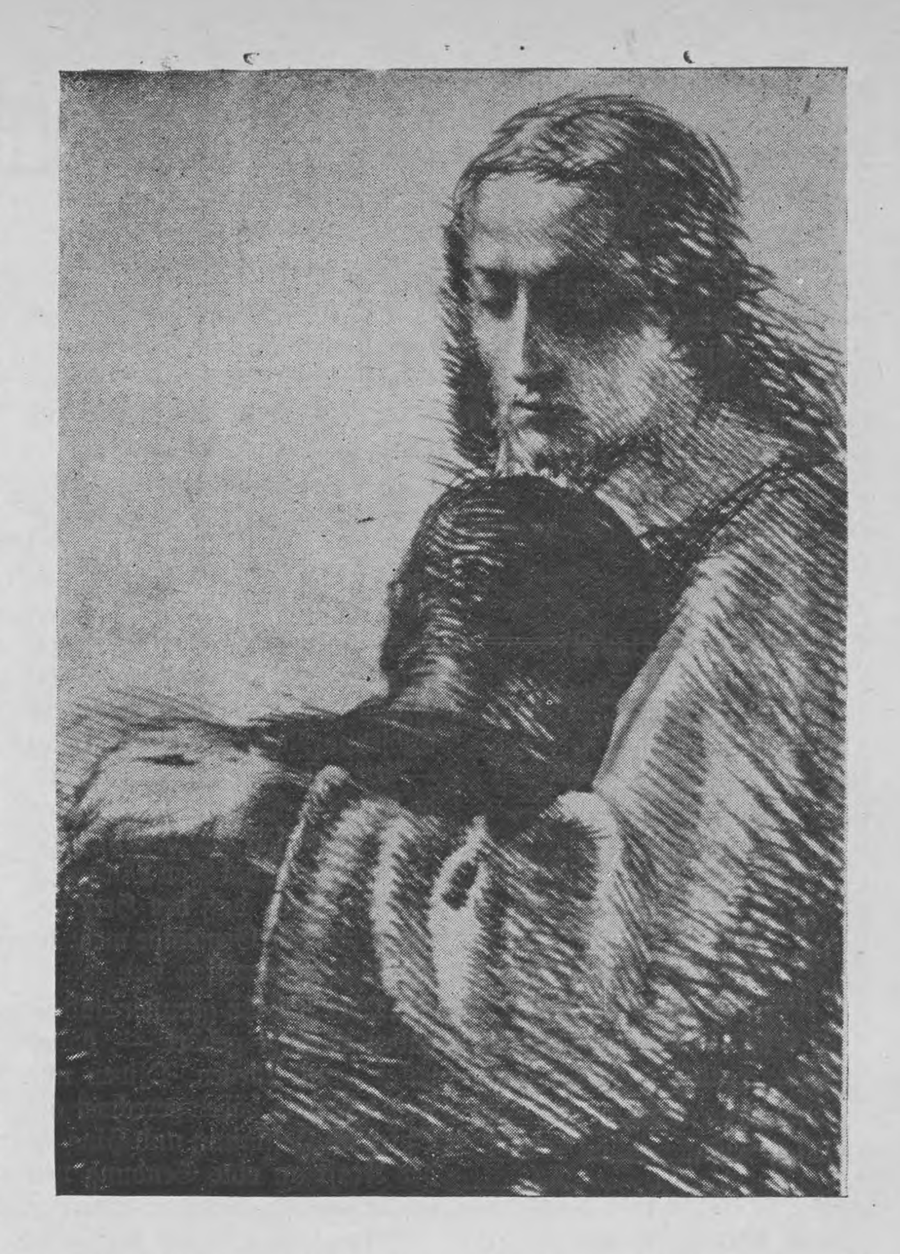
Zur letzten Weihnacht hatte Sepp eine prachtvoll illustrierte Bibel und wunderbar warmen, weichen Kleiderstoff für seine Mutter bekommen, Pater Fabian ein herrliches Kruzifix; darauf war auf lateinisch eingraviert: „Durch den Namen unseres Herrn Jesus Christus von Nazareth, den ihr gekreuzigt, den aber Gott von den Toten auferweckt hat, steht dieser Mann gesund vor euch.“ Dazu schrieb Mr. Brown: körperlich sei er wohl recht krank.

*

Das war der letzte Brief gewesen. Seitdem hatten die beiden nichts mehr von Mr. Brown gehört. Pater Fabians Krankengeld war längst erschöpft. Auch Sepps Sparkassenbuch; die Mutter war seit Monaten krank, Sepp arbeitslos. Denn der Herr Wohlgemut war gestorben, gerade ein Jahr, seit der Lintner-Sepp freigesprochen war. Die Frau Wohlgemut, so tüchtig sie war und fleißig und gottvertrauend, und so sehr sie sich auf Sepp verlassen konnte, wagte doch nicht, die Druckerei fortzuführen, ohne Geld, mit Schulden . . . Der Herr Dekan, der Redakteur vom „Sonntagsblatt“, und manche andere Freunde und Gesinnungsgefährten des Herrn Wohlgemut selig suchten wohl Betriebskapital aufzubringen; aber wer hatte verfügbares Geld in den schlechten Zeiten? Die schönen, neuen Maschinen freilich wollte Frau Wohlgemut durchaus nicht hergeben, zunächst zumindest, so sehr der Herr Weiß ihr zusetzen ließ, hintenherum, der neue Direktor der „Aufschwung“-Druckerei, der Konkurenz. So ging die Frau Wohlgemut vorerst in die Häuser nähen . . .

Der Sepp fand, wie sich Pater Fabian auch mit ihm bemühte, keinen Arbeitsplatz. Fort konnte er ja auch nicht, von seiner kranken Mutter. So mußte er froh sein, daß ihn schließlich der Weiß nahm. Die Arbeit dort ging dem Sepp freilich wider den Strich: sozialistische Flugblätter, Zeitschriften, Broschüren, — „Aufklärung“, die Verfinsterung, „Genossenschaft“, die Verhetzung war. — In letzter Zeit gab's viel zu

tun für das neue Manufakturwarengeschäft J. Hirschs Sohn, das sehr marktschreierische Reklame machte in der kleinen Stadt und den Dörfern rundum, wie man's nicht gewohnt war von den erbgesessenen Kaufleuten. Der Herr Direktor Weiß verstand sich vortrefflich mit dem Herrn Hirsch. Jede Woche ersann er ihm neue, immer auffallendere Plakate



Diesmal hatte der Lintner-Sepp eine ganze Warenliste mit Reklamepreisen — 50% Rabatt, freie Bahnfahrt bei Käufen über 50 Schilling — zu setzen als Plakat. Oben, groß: J. Hirsch's Sohn, der billige Mann!! Dann, untereinander: ff. Damenstrümpfe, spottbillig! Ia Herrenkrawatten, rein Seide, geschenkt; und so weiter. Und vor jeder Warenart, mit Bindestrich in Blockschrift, daß es sich einem auf der Straße in Auge und Gehirn einstemple, ob man wolle oder nicht: die Anfangsbuchstaben des Firmanamens.

Der Sepp setzte sie, wie's selbstverständlich war, mit Punkten nach jedem Buchstaben. Da kam der Herr Direktor an Lintners Pult vorüber: „Was machen Sie denn da für Punkte zwischen die Buchstaben hinein?" — „Die Abkürzungspunkte, Herr Direktor." — „Können Sie nicht lesen? Ich habe es wohl deutlich genug vorgeschrieben, ohne Punkte, daß es einem als Ganzes in die Augen springt: JHS." — „Aber . . ." — „Was, aber? Reden Sie, wenn Sie gefragt werden, verstanden?" — „Bitte, ich . . ." — „Wollen Sie vielleicht mit mir disputieren, he?" — „Bitte, Herr Direktor, so kann ich's nicht setzen; das ist . . das ist . . eine Lästerung: JHS ist das Heiligste, es heißt Jesus!" — Schallend lachte der Herr Weiß auf: Ha, ha, ha! Und die ganze Werkstatt mit: Ha, ha, ha! „Lassen Sie sich einbalsamieren, Sie Knierutscher, und oben bei den Pfaffen in einem Glaskastl ausstellen mitsamt . . . ." Da wandte sich der Lintner-Sepp nahm seinen Hut und ging.

Zu Haus der Mutter sagte er's noch nicht; so blaß und abgehärmt lag sie da . . . „Grad war die Frau Wohlgemut bei mir, Seppl; sie muß jetz doch die Maschinen verkaufen; kaum daß sie dasmal die Zinsen erarbeitet hat für die Schulden, von Abzahlen keine Rede. Ja, und dann Seppl, von der Gemeinde war wer da, du sollst hinaufkommen in die Kanzlei."

Der Sekretär machte ein absonderliches Gesicht: „Es ist was gekommen für Sie, Lintner, von der Bezirkshauptmannschaft, Konsulat, und weiß der Teixel. Hier . ." Er kramte auf den Tisch, reichte dem Sepp einen Brief. Darunter war ein gleicher gelegen an Pater Fabian. Sepp las: Am 2. Jänner war in Chicago Br. Benjamin Brown verstorben. Unter te-

stamentarischer Widmung großartiger Wohltätigkeitsstiftungen und Vermachung zahlreicher Legate. Darunter: „Meinem lieben jungen Freunde und ‚Wegweiser' Joseph Lintner, Buchdruckergehilfe in Mahring, Tirol, mit Dank und Segenswünschen . . . . 5000 Dollar." Eine Testamentsabschrift lag bei. Englisch, Sepp konnte sie nicht lesen. Zuoberst aber stand:

J H S.

Domine, credo

(Herr, ich glaube)

Als in den Schluchten
Satanas Geifer
Zischend versprüht war
— Hellend die Nacht —,
Haßvolle Ohnmacht,
Wutblinder Eifer
Grollend im Donner
Röchelnd verkracht, —
über den Bergen
Morgen dann brannnte,
Flammend im Golde
Dich ich erkannte,
Dich, Triumphator!
— Domine, credo.

Als über Feldern,
Hütten und Städten
Satanas Mordrausch
Blutig zerhaßt,
Feuerschein zuckend
Über dem Beten,
Über den Gräbern
Mählich erblaßt,—
Hand sich zu Hand dann
Brüderlich wandte,
Gleißend in Weiße,
Dich ich erkannte,
Dich Triumphator!
— Domine, credo. T. L.

Das Priesterdorf

Von Marie Theres Baur

Don Mateo Zamboni steht einen Augenblick am Fenster seiner Studierstube und blickt in die Nacht hinaus. Die Sterne sind schon vor's Himmelshaus getreten und leuchten über die Erde wie goldene Laternen. Don Mateo wischt sich mit der Hand über die feuchten Augen: die glücklichste Nacht seit mehr denn einem Jahrhundert ist über Brego hereingebrochen. Wenn heute die Glocke Mitternacht schlägt, tritt Gioseppo Nardero an den Altar — der erste Priester der Gemeinde seit — ach, man kann es nicht ausrechnen, seit wann. Ein, zwei Jahrhunderte hat Don Mateo zurück gerechnet, daß der Herr keinen Sohn der Gemeinde mehr an seinen Altar berufen hat.

„Oder hat Er gerufen und sie haben es nicht gehört —, haben Äcker und Ziegen, Oliven und Feigenbäume höher gerechnet als Opfer im Heiligtum und Hingabe der Kraft an eine Sendung von oben?"

Wie oft hatte Don Mateo in diesen Jahrzehnten versucht, unter den Kindern in der Schule heilige Berufung zu wecken! Wie viele Liebe, Güte und feurige Begeisterung hatte er verbraucht, um an die Herzen der Jungen zu pochen, die vor ihm in den Bänken saßen.

„Eine Gemeinde ist gesegnet, die Priester hervorbringt," sagte er immer. „Ein Haus ist begnadet, dem ein Priester entproßt. Siebenfach sind Eltern gesegnet, die einem Kind den Pfad ebnen zum Priestertum. Zu wenige Arbeiter sind in Gottes Weinberg. Der Herr wird mit Wohlgefallen auf den blicken, der ihm Priester sendet."

Aber da saßen die Buben, schwarzlockig und sonnenbraun, lernten und lachten, machten ihre Streiche und kamen zur Beichte, aber keiner sprach davon, daß er allein dem Herrn gehören möchte.

Da saß Romano Silvio, dunkelhäutig, gescheit und brav. Er betete am Altar das Confiteor, als sänge er heilige Psalmen, schwang das Rauchfaß wie eine Glocke, und die Duftwolken, die sein feuriger Eifer daraus entschweben ließ, hüllten Priester, Altar und Volk in einen undurchsichtigen Schleier, so daß der Küster manchmal herzusprang und seine Begeisterung durch einen harten Knuff wieder in die Wirklichkeit zurück kommandierte. Romanos Vater hätte aus seinem Sohn wohl ein Pfarrherrlein werden lassen können. Aber Romano wollte Advokat werden — ein Rechtsgelehrter, gescheit, gesucht, und so berühmt, daß von Perugia bis Rom kein zweiter Mann seinesgleichen im Land war.

Romanos Vater setzte sich lächelnd und breit an den Tisch, wenn der Pfarrer dem Jungen klar zu machen suchte, daß Priester sein die höchste aller Auszeichnungen ist, und nickte voll Stolz, wenn Romano lieber streiten als beten, lieber kämpfen als versöhnen wollte, und Don Mateo mußte es zuletzt glauben, daß aus Ro-

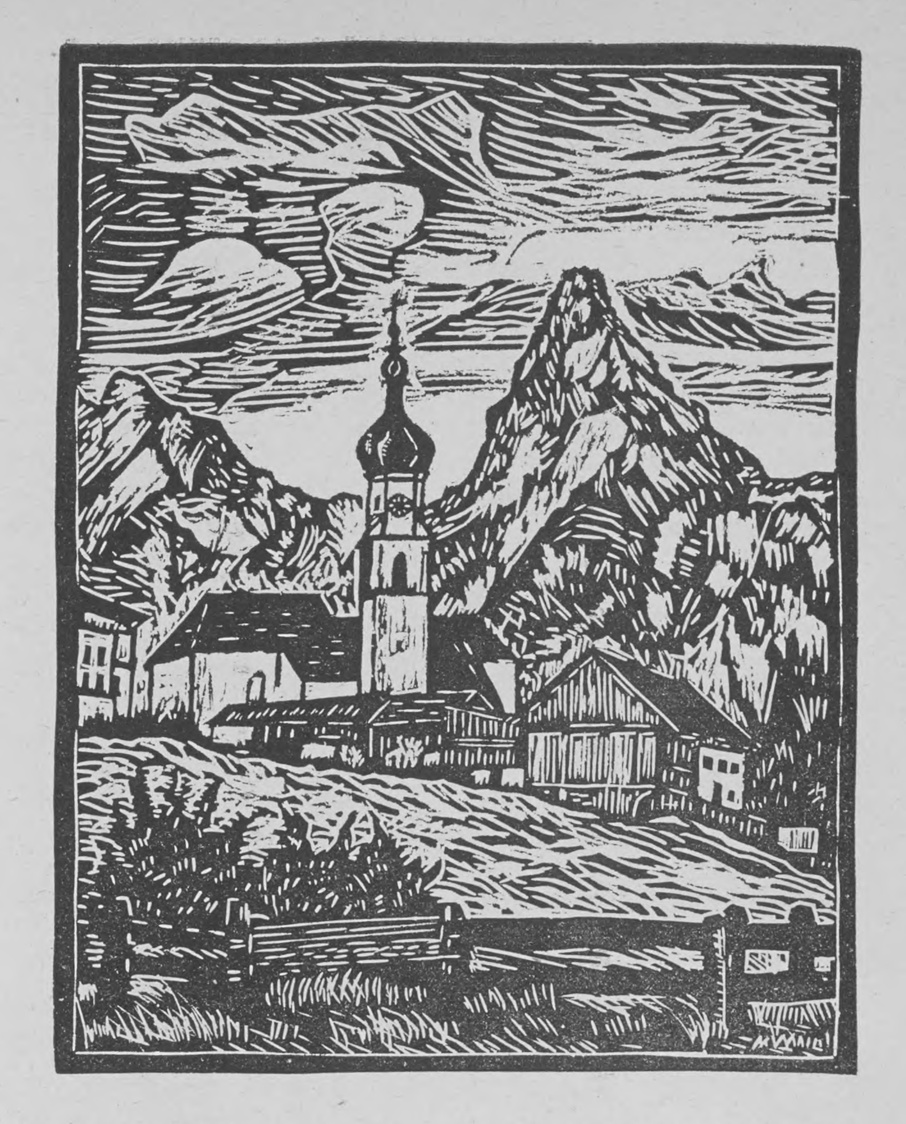
mano niemals ein Priester würde.

„Es ist auch gut, wenn er ein gerechter Fürsprech wird. Fürsprech ist auch ein Beruf von Gott gesetzt," sagte er dann. „Nur — ich bitte den Himmel ohne Aufhören um Priester aus meiner Gemeinde."

Auch Philipetto würde niemals ins Heiligtum eintreten, obgleich auch er brav, fleißig und klug war. Aber Philipetto wollte Bauer werden.

„Hier, das ganze Land ist sein," sagte sein Vater und machte eine große Bewegung mit der Hand, indem er über die Olivengärten von Brego bis Rimini deutete. „Was tue ich mit einem Priester, wenn ich Land für einen Bauern habe?" „Der Weinberg Gottes wartet auch auf seine Arbeiter", sagte Don Mateo, „aber Phi.etto muß es selber wissen. Ich verkenne den Bauern nicht, aber eine Gemeinde, die keinen Priester hervorbringt, vergißt, daß Gott sein Opfer in die Hände der Menschen gelegt hat. Wer wird Priester, da alle etwas anderes tun müssen, als Christus dienen?"

Arme Jungens wären freilich dagewesen, fromm, brav und begabt und mit dem Verlangen im Herzen, statt Ziegenhirte zu sein, am Sonntag auf der Kanzel zu stehen und das Wort Gottes zu verkünden oder das heilige Brot in Hnäden zu halten: „Seht das Lamm Gottes!" — Barbero Alfieri zum Beispiel. Oder Benetto Franco. Aber es war nicht daran zu denken. Barbero war Waise und mußte froh sein, für Brot und Dach bei dem reichen Tuchhändler Amigo Ziegen hüten zu können.



Und Benetto France, dessen Vater schon Jahre unter der Erde ruhte, mußte gewissermaßen dessen Stelle bei den jüngeren Geschwistern vertreten und mittaglöhnern, daß der Hunger im Hause nicht überhandnahm. Ach!

Don Mateo hatte viele Jahre sehr darunter gelitten, daß ein Dorf, so hoch in den Bergen und so nahe beim Himmel keine Söhne für den Dienst am Himmel gebar.

Aber eines Tages war Francesco, der Mehlhändler unter sein Fuhrwerk geraten und hatte ein heiliges Gelübde getan, daß, wenn er gerettet würde, er jedes Jahr eine Schenkung an die Kirche machen würde. Richtig, er kam mit dem Leben davon und seine zerschundenen Knochen wurden wieder geheilt. Er staunte aber doch, als Don Mateo ihm vorschlug, Barbero Alfieri als Priester studieren zu lassen.

Ganz so groß hatte Francesco sich den Posten ja nicht gedacht, den er für die Kirche aussetzen wollte. Allein Don Mateo konnte ihm die Sache so gut auseinandersetzen, daß er einwilligte und einsah, daß sein Leben bei der eigenen Familie immerhin das Studiengeld für einen Priester wert war. Es gab ein großes Staunen im Dorf, und Frances-

cos gutes Herz war der Gegenstand allgemeiner Bewunderung.

Das stach nun aber dem Tuchhändler in den Kopf, denn er hätte doch sozusagen das erste Recht gehabt, aus Barbero einen Priester zu machen. Barbero war doch sein Ziegenhirte, hatte sein Brot gegessen und unterstand doch eigentlich seiner Autorität. Er ging zum Pfarrer und verlangte, daß Francesco mit seinen Ansprüchen auf den Jungen zurücktrete, er wolle für ihn bezahlen. Francesco solle ein anderes gutes Werk tun.

„Aber nein," sagte dieser. „Ich habe ein Gelübde zu erfüllen und ich lasse den Jungen studieren. Und wenn du einen Priester willst, dann such dir einen anderen aus. Es wird sich schon einer finden."

Es blieb also nichts anderes übrig, als daß Amigo mit Guiseppe Nardero beschwichtigt wurde, denn dieser als jüngstesKind unter sieben Geschwistern wäre niemals zur Vollendung seines Berufes gekommen, wenn ihm dieser Glücksfall nicht dazu verholfen htäte. Nun konnte auch er eines Tages „Gloria" und „Credo" singen und nun schwang er das Rauchfaß noch gewaltiger als ehedem Romano Silvio.

„Aller guten Dingen sind drei", dachte der Weinbauer Vincento Bosco. „Auch ich schulde dem Herrgott einen Dank. Er hat mein schwerkrankes Weib mir und den Kindern wieder gegeben. Nun soll auch Benetto Franco Priester werden. Der tut ja auch nichts anderes, als in der Dorfkirche knien und die Madonna bestürmen, damit sie ihm zum Studium verhelfe."

Als die Gemeinde das hörte, stand ihr ein paar Tage der Verstand still. Aber dann hatte sie es begriffen: „Ah, so muß man das machen, wenn man dem Herrn Arbeiter in seinen Weinberg schikken will!"

Einer brachte den Gedanken auf und andere dachten ihn nach: „Wir wollen alle zusammen stehen und für einen weiteren Jungen bezahlen, wenn sich wieder einer findet, der den Ruf von oben im Herzen trägt. Und das soll nie mehr zu Ende gehen. Wenn einer fertig ist, dann kommt wieder ein anderer. Kindern und Enkeln wollen wir die Tradition vererben: Brego ist das Dorf, in dem immer einer als Priester studiert.

Don Mateo blickte in die klare Nacht hinaus. „Noch zwei Stunden." Sein Herz ist übervoll von Freude. In Amigos Haus am Berg sind alle Fenster erleuchtet. Giuseppe wird vor der Madonna knien und sich auf sein erstes heiligen Opfer vorbereiten. Ostern wird Barbero geweiht und ein Jahr später Benetto Franco. Paolo Guna ist noch auf dem Seminar, aber auch er wird einmal kommen und den Herrn im Opfer lobpreisen.

„Heilige Nacht!" denkt er. Drunten die Straßen sind festlich geschmückt und an allen Häusern werden bunte Lichter brennen, wenn die Glocken läuten und der Neugeweihte durch das Dörflein abgeholt wird zur Kirche.

„Laudate Dominum omnes gentes . . ." betet Don Mateo und stimmt die Laudes an. Das ist der Tag, den der Herr gemacht hat! Dann kniet er sich nieder auf die Erde vor sein Kruzifix und erwartet die Mitternachtsstunde dieser glückseligen Weihnacht.

Wir sind die Flut; Du bist die Fläche;

Du bist das Licht, wir sind die Schein;
Du bist das Meer, wir sind die Bäche;
Wir sind das Werden, Du das Sein.
Wir sind die Not, Du bist die Fülle;
Du bist der Halt, wir sind die Hast;
Wir sind der Lärm, Du bist die Stille;
Du seliger Sabbath, ewige Rast.
Du unsere Sehnsucht, wir die Rufer;
Das Senkblei wir, die Tiefe Du.
Wir sind die Brandung, Du das Ufer;
Die Wandlung wir und Du die Ruh.
Du bist der Gipfel, wir die Schwelle;
Du bist das Leben, wir der Tod.
Wir sind die Dämmerung, Du die Helle;
Du Abend — und Du Morgenrot!

Otto Miller

Annelore

Erzählung aus der Zeit des Rokoko

von Josefine Lauber

Schloß Hohenkirchen hatte Gäste. Deshalb klang schon am frühen Nachmittag Geigensilber und zärtliche Flötenstimmen aus den Fenstern des Schlosses, das malerisch auf einem der niederen Jurafelsen an der Donau stand. Drinnen im Salon, der blitzte von Spiegeln, Gold, Brokat und den Glasprismen des herrlichen Lüsters, traten auf dem blanken Parkett vier Paare zum Menuett an. Es war lauter Jugend von siebzehn und zwanzig Jahren: die Mädchen umflattert vom zartleichtsinnigen Reiz ihrer Zeit, die Herren elegante und graziöse Kavaliere! Aber zwei stachen von den andern ab: Annelore, die Tochter des Hauses, von den Mädchen, und Jörg von Salm, der als Bewerber galt, von den Herren. Annelore war kein niedliches Porzellanfigürchen wie die andern, sondern ein großes, schlankes Mädchen von ernster Schönheit, die sich nicht aufs Kokettieren verstand. In der Gruppe der Tanzenden war sie die Schönste, wenn sie so schwebenden Schrittes dahinging in ihrem blaßblauen Kleid, das mit Rosenknospen bestickt und silberdurchwirkt war. Entzückend stand das weißgepuderte Haar, in dem eine mattrosa Rose leuchtete, zu ihren dunklen Augen, deren groß aufgeschlagener, zarter Blick alle gefangen nahm.

Annelore tanzte mit der hinreißenden Anmut ihrer achtzehn Jahre, aber ihr Kavalier führte sie trotzdem, zwar mit der zur Gewohnheit gewordenen Artigkeit, jedoch ohne Wärme, was stark auffiel, denn man vermutete bisher in ihm den Bewerber Annelores. Er war mit seiner Mutter erst vor ein paar Tagen auf Besuch in Schloß Hohenkirchen eingetroffen. Aber der kalte Blick, mit dem er die feine Schönheit Annelores manchmal streifte, die zurückhaltende, ja eisige Haltung widersprach solchen Gerüchten. Äußerlich paßten sie glänzend zusammen, denn Jörg war auch sehr groß, aber kein geschniegelter Rokokogavalier, sondern eher eine Erscheinung, die in die Landsknechtzeit gehört hätte in ihrer wildschönen Kraft. Seine Züge waren kantig wie aus Felsen gehauen, die Haut sonnengebräunt und die Augen scharf und hell wie Raubvogelaugen. Er war auch der einzige, der die blonden Haare ungepudert trug.

Seine Mutter, ein zartes, kleines Frauchen verfolgte ihn mit den Augen und seufzte. Was er nur wieder hat . . . mein Gott! Der Trotzkopf, der Eisenschädel! Der ist imstande und durchkreuzt ihr im letzten Moment ihren Lieblingsplan und den ihres verstorbenen Mannes: Die Verbindung der Familien Salm und Hohenkirchen! Baron von Hohenkirchen und Graf Salm waren Freunde von Jugend an gewesen und deshalb und auch um der katholischen Religion willen wurde die Vereinigung der jungen Leute sehnlichst erwünscht. —

Anfangs hatte es auch beinahe geschienen, als ginge der süße Reiz Annelores nicht spurlos an ihrem wilden Buben vorüber. Bei den Kahnpartien, die man auf und Tanz im Salon und schließlich im Garten, wo sie wie Kinder Hasch-hasch spielten mit all den der Donau unternahm, bei Spiel jungen Freunden aus den Nachbarschlössern, freundeten sich die zwei, Jörg und Annelore, recht an. Aber bei einem der Ritte, die sie mit dem Bereiter in die Umgebung unternommen hatten, mußte es — nein, hatte es etwas gegeben, eine Enttäuschung, eine Mißstimmung, die ihr Eisenkopf jetzt so offen zur Schau trug. Man wollte nämlich, da seit Tagen leichtes Hochwasser herrschte, einen Ritt in die Überschwämmungsgebiete unternehmen und von disem Ritt nun waren die jungen Leute überraschend früh und verstimmt heimgekommen.

Annelore hatte sich, verwirrt, mit scheuem Blick in das harte Gesicht Jörgs, vom Pferd heben lassen und war mit einer Entschuldigung rasch weggeschlüpft. Er aber, ihr einen verächtlichen Blick nachschickend, hatte wutschnaubend zur Mutter gesagt: „So eine feige Demoiselle! Wegen der bin ich um einen herrlichen Ritt gekommen! Da war ein ziemlich breiter Wassergraben — und denkt Euch, Frau Mutter — traut sie sich doch wirklich nicht hinüber! Umkehren haben wir müssen, es ist, um alles kurz und klein zu schlagen vor Ärger! Nein, Mutter, so was paßt nicht zu meiner Frau! Wär wohl blamabel, wenn mir so etwas passierte bei den Jagden, zu denen mich der Herzog von Neuburg immer einlädt!"

Ein einziger trauriger Blick Annelores, der über Jörgs kaltes, trotziges Gesicht hinstreicht, verrät der klugen Frau, wie es um das Mädchenherz steht, wenn es auch Annelore in ihrer Unschuld selbst noch nicht merkt. —

Mittenhinein in die zierlichen Pas und Verbeugungen des Menuettes heult vom Dorf herauf die Sturmglocke und gleich nachher kracht ein Schuß. Herr von Hohenkirchen springt auf.

„Gefahr fürs Dorf! . . . Das Wasser kommt! Das war das Zeichen!"

Der große, markige Mann, wohl geeignet, der Schirmherr seiner Lehensdörfer zu sein, eilt hinaus.

Da geht's wie ein erlöstes Aufatmen über Jörgs Gesicht. Ohne Entschuldigung läßt er seine reizende Partnerin stehen und rennt hinter dem Schloßherrn drein. Droben in seiner Kammer reißt er den grünen Kavaliersrock aus Samt und die kostbare Brockatweste herunter und zieht statt der Schnallenschuhe hohe Stulpstiefel an. Dann nimmt er in großen Sätzen, wie ein Jagdhund den Weg zwischen den Felsen hindurch hinab zum Dorf.

Unterwegs holt ihn Herr von Hohenkirchen, der sein Pferd gesattelt hat, ein und sie besprechen sich eilig. Jörg soll den Baron im Dorf unten vertreten, während er, Hohenkirchen, ins nächste Dorf stromabwärts reitet, das vielleicht noch mehr gefährdet ist.

Als Jörg ans Dorf kommt, herrscht schon ein großer Wirrwarr. Die Donau ist bereits so aus den Ufern getreten, daß die Dorfstraße einem Strom gleicht. Zum Glück ist die Straße stark abschüssig, so hat man doch noch genug Zeit, Menschen, Vieh und vielleicht auch Hausrat zu bergen. Führernatur, die er ist, faßt Jörg kurz und sachlich an, und die Männer gehorchen ihm. Aber er arbeitet auch mit. Immer ist er vorn dran und schafft mit Riesenkräften und jugendheißem Eifer.

Zuerst gilt es die Kranken die Alten und Kinder zu bergen. Was noch auf die hochräderigen Karren geht, wird weggefahren; dann kommen die Kähne dran und somit der Wasserweg. Das Vieh soll auf der Fähre weggeschafft werden. Unterkunft sollen alle oben haben im Schloß des Schirmherrn.

Jörg ist ein prächtiges Bild jungmännlicher Kraft, wie er, Menschen tragend, fast bis ans Knie umspült von den Wassern, zum Kahn watet. Aber er arbeitet unverdrossen stundenlang, bis Menschen und Tiere gerettet sind.

Todmüde, aber strahlend befriedigt, denn das war so recht Arbeit nach seinem Herzen, langt endlich Jörg klatschnaß wieder oben im Schloß an, wo er sich nach dem Umziehen ein wenig als Held feiern läßt. Der Hausherr ist noch nicht zurück. Jörg muß erzählen und langt kräftig zu von dem Schinken, den ihm die mütterliche Hausfrau zuschiebt und trinkt in festen Zügen Würzwein.

Einmal geht sein Blick kaltspöttisch und überlegen zu Annelore hinüber und eine Freude am Quälen, wie sie Liebende manchmal befällt, treibt ihn an, von einer Bauerndirne zu erzählen, die man mit Gewalt hatte in den Kahn tragen müssen, weil sie eigensinnig jedes Stückchen Hausrat retten wollte.

„Sie glitschte immer wieder aus, die Walburg, so stark umspülte sie bereits das Wasser. Sie wäre um ein Haar ertrunken, die eigensinnige Person. Aber eine Heldin war sie doch!"

Bei diesem Wort sah er mit so ausdrucksvollem, beleidigenden Blick Annelore an, daß jeder am Tisch sofort fühlte, was er sagen wollte: Du hätest dich in dem Fall gefürchtet!

Annelore wurde zuerst rot und dann tief blaß. Müde sank ihr feines Köpfchen herab und sie schluckte schwer an Tränen.

Um die peinliche Stille, die plötzlich entstand, zu überbrücken, fragte Frau von Salm hastig:

„Und die freiherrliche Gruftkapelle auf der Insel, wie steht es mit ihr?"

„Guter Gott, ja!" rief die Schloßherrin lebhaft, „drüben ist ja noch das Allerheiligste ausgesetzt von heute morgen! Unser Hausgeistlicher wollte vor ausgesetztem Allerheiligsten eine Bittandacht abhalten um Abwendung von Hochwasser, aber kein Mensch dachte, daß die Katastrophe so nah und so schrecklich wäre! Seit Menschendenken haben wir nie ein solches Hochwasser gehabt! Mittags ist der Geistliche rasch zu einem Versehgang geholt worden und lieferte bei mir die Kapellenschlüssel ab. Er glaubte in einer halben Stunde zurück zu sein und wollte uns dann Gelegenheit zur Anbetung geben. Annelore ist auch gleich nach Tisch hinübergerudert. Hast du die Schlüssel richtig versorgt?"

Annelore nickte.

„Wenn der Geistliche wirklich abgeschniteen ist, dann muß mein Mann, so wie er zurückkommt, mit dem Küster hinüberfahren!" überlegte Frau von Hohenkirchen, „denn wenn vom Inn her weiter solche Wassermassen in die Donau kommen, dann geht die Flut bald über die Insel und die Kapellen=

mauern halten die Unterhöhlung nicht lange aus, die sind altersschwach! Mein Gott ... nicht auszudenken wär's, wenn die Kapelle einstürzte und die Monstranz würde fortgeschwemmt! Die Monstranz ist sehr kostbar und je nachdem sie einer auffischt, kommt sie in verbrecherische Hand und wird entweiht ..."

„Einer vom Dorf, ein junger Bursch — Fischerchristl nannten sie ihn — sagte zu den andern, er wolle wohl hinüberrudern! Vielleicht holt er den Schlüssel!"

Frau von Hohenkirchen, die sich um ihren Mann sorgte und am Fenster stehend nach ihm aussah, hörte dies nicht mehr, aber Annelore, und sie schüttelte leise den Kopf. Der Fischerchristl, dieser Raufbold und Wilderer, sollte sich um die Kapelle kümmern? Wenn ja, dann nur, weil er einen Kirchenraub ausführen kann! Entweihen ... die Monstranz! — Ein feiner Nerveschauer überrieselt ihren Rücken und in ihre dunklen Augen kommt eine bange, zarte Sorge um die konsekrierte Hostie. Ihr Blick erinnert plötzlich an die Augen einer Katakombenmartyrin: entschlossen zum Bekennertum und ernst-innig! Aber niemand achtet auf sie. Man bespricht jetzt die Kostbarkeit der Monstranz, die, aus echtem Gold, mit Silberfiligran übersponnen und mit Emaillenmedaillons und echten Steinen geziert sei. Unterdessen huscht Annelore unbemerkt hinaus. Im Gang greift sie nur rasch nach dem weißen Spitzentuch, das sie am Nachmittag, im Fall sie erhitzt vom Tanz wäre, hergerichtet hat und schlägt es um ihr Hauskleid. Dann fliegt sie denselben Weg hinab, den am Nachmittag Jörg nahm.

Nun dämmert es stark, und ein feiner kalter Regen sprüht ihr ins Gesicht. Am Ufer geht sie zu den Kähnen, die noch alle angebunden liegen, auch dem Christl seiner — Gottlob, sie kommt nicht zu spät, manchmal ist's ein Glück, wenn einer das Wirtshaus so liebt, daß er auch Wichtiges verschiebt!

Annelore löst die Kette ihres eigenen Kahnes, der auch heute zum Rettungswerk herhalten mußte, springt ins Boot und rudert auf die Kapelle zu. Es geht stromabwärts und die Wellen reißen heute den Kahn nur so hinab, und das ist gut, sonst hätte sie es doch nicht so leicht geschafft. Ganz anders als sonst ziehen jetzt beim Hochwasser die Fluten im Donaubett dahin. Aber Annelore betet doch schweigend manches Stoßgebet, denn vieles schwimmt um den Kahn herum, Baumstämme, Hausrat, auch manch Ungeklärtes, Unheimliches, aber jedes eine Gefahr für den Kahn. Aber schließlich ist sie am Ziel, die Strecke ist ja kurz. Doch schon ist die Kapelle so von den Wassern umlaufen, daß sie vergeblich eine Anlegestelle sucht. So springt sie kurz entschlossen vom Kahn aus auf die oberste Stufe, rutscht beinahe aus und steckt endlich mit zitternden Hand den Schlüssel an. Die Kerzen, die durch Regen und Dämmerflöre sie schon auf der Fahrt von weitem gegrüßt haben, zucken nun hoch auf im Luftzug. Mit Anstrengung sperrt Annelore nun auch das Gitter, ein Wunderwerk alter Schmiedekunst, auf und kniet nieder, andächtig an die Brust klopfend. Aber es eilt, der Kahn ist nicht angebunden, und so steigt sie rasch die Stufen hinauf und nimmt ehrfurchtsvoll, aber mit festen Händen die schöne Monstranz. Wie sie dann herabsteigt, priesterlich und jungfräulich zugleich, gleicht sie im Kerzengeflacker einer jener zarten Toten, wie sie im Volksglauben um Mitternacht umgehen. Doch als sie unten ankommt, war es ihr, als griffe eine eisige Hand an ihren Hals — der Kahn war abgetrieben! Sie stellte einen Augenblick die Monstranz auf die oberste Steinstufe und fühlte vorsichtig mit dem Fuß die Tiefe ab. Unmöglich, auch mit Waten kam sie nicht zum Kahn. Sie kam schon nicht mehr auf Grund.

Gefangen! ... Ihr Herz klopfte wild. Schwindel legt sich über ihre Augen wie weißer Schleier. Einen Augenblick weiß sie nichts von sich, aber gleich hat sie sich wieder. Ein zartes, heiliges Lächeln umleuchtet ihren entfärbten Mund. Mit einem Aufblick so wunderbaren Glaubens, wie ihn wohl die Martyrer im Sand der Arena hatten, umfaßt sie den Heiland, den sie wieder auf den Altar zurückgebracht hat, und flüstert innig: „Ich Kleingläubige, warum fürchte ich mich? ... Du bist ja bei mir! Und muß ich sterben, dann sterbe ich ja für dich wie Tarsizius fürs allerheiligste Sakrament. O Herr, gib mir Kraft zum Martyrium, wenn es sein muß!"

Sie kniete nieder und betete weiter in einer Inbrunst, die sie alles um sich her vergessen ließ. So vergingen Stunden und die Nacht brach herein. Inzwischen herrschte unbeschreibliche Aufregung im Schloß. Man suchte sie an allen möglichen und unmöglichen Plätzen, bis Jörg entdeckte, daß Annelores Kahn fehlte und nun ahnte, welch heldenmütige Liebe zum Heiland in Brotsgestalt das von ihm so schlecht behandelte Mädchen zu solcher Nachtfahrt bei Hochwasser veranlaßt hatte.

Dunkel war's, als Jörg auf den Zehenspitzen die Gruftkapelle betrat. Nur die heruntergebrannten Kerzen brannten wie zarte Sterne. Zunächst sah er nur die gewaltigen Bronzesärge rechts und links unter den Säulen des gotischen Sterngewölbes. Der Mondschein fiel durch die Kapellenfenster und malte feinbunte Flecke aufs Steinpflaster. Der Mond fiel aber auch auf eine schmale Gestalt, die in Anbetung fast liegend, so wie man die anbetenden Cherubim abgebildet sieht, kniete. Im Mondstrahl glänzte der Spitzenschleier, der das Mädchen fast bräutlich zart einhüllte, köstlich silbern auf mit all seinen Blüten und zierlichen Ranken. Ganz leis — kaum wagte er es — will Jörg sie anrufen, aber in der Aufregung klingt es doch rauh und überlaut: „Annelore!"

Da schreckt sie auf aus ihrer Versunkenheit und schaut ein wenig verwirrt. Aber dann teilt ein zartes Lächeln ihren kleinen Mund. Ihr blasses Gesicht entspannt sich und sie atmet erlöst auf.

Dem Tode entronnen!

Guter Jörg! . . . Ist er ihr nachgefahren? Ach, wenn jetzt statt seiner der rohe Christl dort stände! . . .

Plötzlich weint sie hell auf. Die Nerven lassen nun doch aus. Aber sie hat sich gleich wieder und deutet ernst auf den Altar. Er versteht sie. Steif, wie man manchmal Ritterfiguren an Gruftwänden sieht, kniet er nieder und hebt die Finger hochgefaltet auf. Und während sie bescheiden und doch unbewußt hoheitsvoll mit der Monstranz in den Händen gegen die Türe zu an ihm vorübergeht, kniet er da, halb wie ein großer Ministrant, halb wie ein frommer Landsknecht. Dann springt er auf, rafft einen der brennenden Leuchter auf und folgt ihr schnell in die schwarze Nacht hinaus. Draußen wartet ein Kahn. Schwarz und halb verwischt in der Dunkelheit sitzt die Gestalt eines alten Donaufischers drinnen, schweigend wie Charon.

Wie Annelore eingestiegen ist, fast ehrfürchtig, gestützt von Jörgs Händen, da hatte der alte Graubart krachend an die Brust geschlagen: „O Jesus, dir leb' ich, o Jesus, dir sterb' ich, o Jesus, dein bin ich im Leben und im Tod!" . . Und dann begann die nächtliche Flußprozession, begleitet vom Rauschen der Wellen, gespenstig umleuchtet vom Licht der Kerzen.

Jörgs Falkenblick hing mit fremder Weichheit an Annelore, deren weißes Gesicht jungfräulich zart vom Schleier umweht wurde. Zart . . . ja, eine zarte Schönheit war sie, marienhold . . . aber auch eine Heldin! Eine Glaubensheldin, das war sie, seine . . . ja, doch seine Annelore! Als Märtyrin des heiligsten Sakramentes hätte sie still den Tod hingenommen. Und er hatte sie bisher verachtet.

Als sie nach glücklicher Landung zu zweit endlich den Schloßhof betreten, war inzwischen der Hausgeistliche eingetroffen. Das Fehlen der Kapellenschlüssel verriet ihm, daß ihm Annelore zuvorgekommen war. Vielen traten die Tränen ins Auge, als der alte, silberhaarige Mann schwerfällig — er hatte für sein Alter an diesem Tage Übermenschliches geleistet — niederkniete und aus den reinen und tapfern Händen Annelores die Monstranz entgegennahm. Dann ging er, dem Heiland in der Schloßkapelle ein Stübchen zu geben.

Jörg aber zog Annelore in eine der tiefen Gangnischen und bat mit dunkler, werbender Stimme und so warmem Licht in den sonst so scharfen Augen:

„Verzeih mir, Annelore. Ich kränkte dich heute . . ."

„Nicht, nicht!" wehrte sie verlegen ab. Schließlich hast du ja recht gehabt. Daß ich beim Reiten feig bin, das ist wahr. Aber weißt du, ich stürzte einmal mit dem Pferd, mußte lang mit starken Schmerzen liegen — von daher ist mir ein Schreck geblieben. . ."

„Hör' auf", bat er leise „ich muß mich sonst zutod schämen, denn du bist ein Engel und eine Heldin. O Annelore — — ich muß es dir sagen: Ich liebe dich! Aber du, sag'?"

Sie sah ihn nur mit einem einzigen Blick ihrer schönen Augen an. Da wußte er alles, und so ging der Wunsch seiner zarten kleinen Mutter doch in Erfüllung.

Katholische Aktion treiben heißt, eine katholische Zeitung lesen. Wie viele gegnerische Zeitungen werden von Katholiken gehalten! Lesen unsere Gegner auch unsere Zeitungen, um zu wissen, was wir sagen? — Katholische Aktion treiben heißt, Schund und Schmutz und Nacktkultur ablehnen. — Katholische Aktion muß man treiben in der Familie, dem kleinsten aber wichtigsten Kreis. Wenn die Familie versagt, richtet die Kirche so gut wie nichts mehr aus. Bischof Dr. Sproll, Rottenburg.



Bernhard der Schmied

★ ★ ★

Von Maria Müller, München.

Schluss.

Die Hackerschmiedin ging nämlich einmal im Festtagsstaat mit ihrer Hochzeitshaube zur Frau Doktorin, um einen Beileidsbesuch zu machen und dann öfter und öfter und Berndl sah wohl, daß eine saubere Schürze allein bald besuchsfähig machte, ja, daß die Mutter das Strickzeug mitnahm und Zeiten von ganz respektabler Länge im Doktorhause blieb.

„Strickst wohl ein ganzes Dutzend neuer Sokken, Mutter", hänselte er freundlich die immer Schweigsame.

„Wirst's leicht noch brauchen können", gab sie prompt zurück. „Und du willst wohl gar Porzellanarbeiter werden, weil du nicht genug sehen und hören kannst in der Fabrik unten?"

„Na ja, wenn ich die Hackerschmiede einmal auf die Gant gebracht hätte, könnt's ja noch taugen."

Und sie lachten beide. Das war ungewohnt in der Hackerschmiede.

Auch Lisbeth hatte Nutzen von diesem Umschwung. Die Hackerschmiedin ging anders um mit ihr als früher. Wohl hatte sie ihr immer gegeben, was einer Magd recht und billig war, jetzt gab sie auch dann und wann ein gutes Wort oder einen freundlichen Blick darein. Und Bernhard hatte Lisbeth an jenem Abend, da so böse Worte über sie gesagt worden waren, fest versprochen, daß sie sich noch schönerer Tage freuen dürfe. Sie solle nur noch ein wenig aushalten und vertrauen. Nun, darin hatte sie ja Übung.

Berndl löste zuerst sein Geheimnis. Eines Abends stand er unter der Tür der Hackerschmiede und sah nach der Mutter aus, die heute länger als gewöhnlich bei der Frau Doktorin blieb. Er hielt ein Schriftstück in der Hand und liebäugelte damit wie ein Kind. „Das ist die ganze Hackerschmiede wert„, sagte er triumphierend zur Mutter, als sie eintrat.

„Oho?"

„Ich hab' Grund verkauft."

Ensetzt sah die Frau zu ihm auf. Sie hatte die Schmiede übergeben, aber daß ihr Berndl, ohne mit ihr zu reden, Grund und Boden verkaufen würde, wollte sie doch aus der Fassung bringen.

„Den Steinacker hinten beim Holz."

„Der schlechteste war's ja wohl von all unseren Feldern", mußte die Mutter zugeben, „und auch am weitesten vom Haus weg."

„Dafür haben wir jetzt das schöne Feld unten bei der Porzellanfabrik und noch Bargeld dazu." Und Berndl erzählte, daß der Turmwächter Pater Baumann eines Abends die Besitzer der Porzellanfabrik habe durch die Felder streifen und Erdproben machen sehen. Im Grund der Hackerschmiede sei der Befund offenbar besonders günstig gewesen, was Berndl am nästen Tag auch selbst bestätigt fand. Das als unfruchtbar geltende Feld enthalte soviel Kaolin, und daß es eine Goldgrube für die Porzellanfabrik sei. Da war's begreiflich, daß er seinen Vorteil wahrte und den Kauf, der von der aufblühenden Fabrik bald eingeleitet wurde, zu seinen Gunsten regelte.

Die Hackerschmiedin konnte nur staunen, daß ihr Berndl ein so tüchtiger Geschäftsmann war.

Aber doch nicht soviel, als Berndl erwartet hatte. Ihre Gedanken waren offenbar anderswo und sie schienen wohl feierlich zu sein, aber ernst und still.

Und dann geschah das Wunder.

Berndl traute seinen Augen kaum. Am nächsten Tage mußte Lisbeth die Mutter ins Doktorhaus bgleiten. Er streckte sich auf der Türschwelle und sah, daß sie über dem Stadtbach drüben nach rechts abbogen. Das gab einen Umweg, den die Mutter sicher nicht umsost machte. Sollte sie schon so weit sein mit ihrer „Vorarbeit"?

Den ganzen Nachmittag bestürmten ihn Gedanken. Was er als Knabe nur mangelhaft verstanden, das war ihm im Laufe der Jahre erschrecklich klar geworden. Die Frau Doktorin hatte aus Paris schon vor der Ehe ein Töchterlein mitgebracht, von dem der bieder Chirurgus vorerst nichts wissen durfte. Der vornehme Vater des Kindes aber war seiner jungen Frau gegenüber in der gleichen Lage und da das Gericht ihn zu fassen drohte, hatte er in seine Brusttasche gegriffen und mit einem blauen Schein das Kind aus seinem Gesichtskreis geschafft. Daß er damit der Leni den Jungfraukranz, dem Ofensetzerhans die Ruhe, dem Kinde selber Heimat und beinahe das Lebensrecht geraubt, mochte ihn wenig bekümmert haben bis in seine letzten Lebenstage, mit denen er freilich vieles gebüßt. Aber daß es um die Ruhe der Doktorin geschehen war, das hatte Berndl wohl bemerken können. Je älter er wurde, um so klarer ward es ihm. Ihre Putz- und Vergnügungssucht von früher, ihr unnahbarer Hochmut, der Schlaganfall, den sie nicht beim Anblick der brennenden Stadt erlitten haben soll, sondern just in dem Augenblick, als der Ofensetzer unter ihrem Fenster sein Ständchen vom „Brennen, brennen lichterloh" angestimmt hatte, das wies doch alles auf eine ruhelose, gequälte Seele hin. Ja, es wurde in der Stadt erzählt, daß die Doktorin oft nachts weine und klage und kaum durch die ahnungslose Mathilde zu beruhigen sei. Und ihre Schwermut, die so oft wochenlang in beängstigender Weise umdüstert hatte, war auch stadtbekannt.

Hatte er recht getan, wenn er die Mutter mit der Mission betraut, die vornehme Frau an ihre Pflichten zu erinnern und ihr Gewissen aufzurütteln?

Berndl war noch kaum in seinem Leben so von Stimmungen hin- und hergerissen worden wie an diesem Nachmittag, der ihn vieles hoffen und vieles fürchten ließ. Daß es heute für Lisbeth zu einer Entscheidung kommen mußte, schien außer Zweifel. Aber wie würde entschieden werden? Sollten Lüge und boshafter Betrug aufs neue triumphieren? Oder, Herrgott, wär's das schön! Wenn's ginge wie bei einer Magdalena, daß eine große Reue, spät, aber dennoch zur rechten Zeit alles gut machen würde.

Dem armen Hascherl möcht ich's zehnmal gönne, sagt er laut vor sich hin und klopft dabei auf seine Finger, als wären sie ein Stück Eisen. Atsch! Nochmals nein, heut' bin ich aber ein ganz verdrehter Kerl. Gut, daß es doch bald Abend werden muß.

Da kommt ein Fuhrwerk die Hospitalgasse heraufgepoltert. Berndl durchzuckt's, er weiß nicht wie. So bekannt ist das und doch so sonderbar.

Ein Peitschenknall, es hält vor der Hackerschmiede.

„Meister Bernhard, sieben Jahr sind um und ich bin wieder da."

Herrgott im Himmel, das war der Knecht!

Bernhard griff sich an die Stirn. Wacht man oder träumt man, wenn's so zugeht auf der Welt? „Bis du es, Sylvan, oder ist's dein Geist?"

Aber der vermeintliche Geist war schon vom Kutschenbock gesprungen und fuchtelte erklärend herum. Hab' ich am selbigen Tag, wie ich heimkommen wollte, einen großen Botenauftrag ins Österreichische hinüber gekriegt. Na, denk' ich mir, so was kommt nicht alle Tag, nimm's an, es wird der Frau schon recht sein. Ein anderer Fuhrmann ist Waldsassen zug'fahren, dem hab' ich Botschaft mitgeben für die Hackerschmiedleut."

Berndl konnte nur den Kopf schütteln.

Kein Mensch hat was ausgerichtet. Aber freilich, wir sind ja abgebrannt in derselben Nacht."

„Das hätte er grad eben erst erfahren", sagte Sylvan. Er hab' fragen müssen, ob denn das wirklich Tirschenreuth sei, weil's ganz anders aussieht als vor sieben Jahren.

Und dann ging die Geschichte in großen Zügen weiter. Von der lustigen Wienerstadt, wo das Geschäft so blühte, daß es nach Jahr und Tag noch eine Sünde gewesen wär', es aufzugeben, und wie ihn dann der Ungarwein gelockt und er immer tiefer in die Welt hineingekommen. Grad ein elendes Gefrett wärs in der Oberpfalz gegen das Herrenleben da unten.

„Hab' auch ein Gewissen g'habt, junger Meister, und oft an die Dienstherrschaft denkt. Zehrung

und Löhnung hab' ich mir selbsten g'nommen, mit der ich in der Welt umeinanderg'fahre'n bin."

Die umstehenden Gaffer bewogen ihn wohl, diesen Punkt nicht weiter auszuführen. Aber auf Gäule und Wagen wies er doch hin. „Alles neu ang'schafft vom Verdienst, denn die Heiter hatten's nimmer dermacht. Ich hab' die ganze Rückfahrt wieder mit Frachten g'macht, im Zickzack natürlich. Da ist ein Jahrl um, du weißt net, wie."

Und dann wurde ausgeschirrt. Die müden Gäule kamen an die Futterplätze, die schon längst für kommende bessere Zeiten bereitstanden. Der Wagen stand in der leeren Dreschtenne. Die Truhe unter dem Kutschenbock war in die Stube geschafft. Eben wollte Berndl Bier aus dem Keller holen, um den treuen Knecht zu laben, als die Mutter in die Stube trat.

Das Gerücht, das schon durch ganz Tirschenreuth lief, war an sie nicht herangekommen, weil sie als absonderlich und menschenscheu gemieden war. Aber ihr ganzes Gesicht strahlte, ohne daß sie von Knecht und Wagen und Rossen wußte.

„Die Frau Doktorin", sagte sie vergnügt, „und ich haben heut einen Tausch beschlossen. Die Lisbeth soll in Zukunft bei ihr bleiben, aber weil ich's allein doch nicht dermachen kann — — —"

Da trat Mathilde in holdseliger Verwirrung in die Stube.

6

In der Hackerschmiede wurde groß gebaut. Die Mittel dazu hatte der treue Sylvan in seiner Kutschenbocktruhe mitgebracht — als Hochzeitsgeschenk, wie er sagte. Denn die Brautschau war abgelaufen, wie's nicht anders zu erwarten war, wenn die jungen Leute schon lang das Herz hatten reden hören und die Mütter selber die Vermittler waren.

Mathilde war nach einem fröhlichen Abend in der Hackerschmiede mit tausend frohen Plänen zur Mutter zurückgekehrt und in der eigenen großen Freude hatte all das peinlich Neue, das sie in den letzten Tagen mühselig genug von der Mutter erfahren mußte, viel von seiner Bitterkeit verloren. Sie sah in Lisbeth gerne eine liebe Schwester, an der die Mutter und darum auch sie ein großes Unrecht gutmachen mußten.

Lisbeth aber sah wohl, daß Reue und Liebe echt waren, und tapfer, wie sie ihr Leben lang gewesen, war sie entschlossen, sich mit der neuen Lage abzufinden. Die Hackerschmiedin hatte aus ihrem klugen Sinn heraus einen Rat gegeben, der Mutter und Tochter befriedigte. Die Leute brauchten von dem wirklichen Verhältnis zwischen den Beiden vorerst nichts zu erfahren und Berndl würde dafür sorgen, daß Lisbeth in aller Stille für ihr späteres Leben, da sie vielleicht eigene Wege zu gehen haben würde, zu einem ehrlichen Namen käme. Die Doktorin konnte ja als Witve den gutklingenden Namen ihres Mannes hergeben, der in nichts an die traurige Vorzeit gemahnte. Sie hatte den Gedanken ausgesprochen, von Tirschenreuth wegzuziehen, wenn sie die Amtswohnung doch räumen mußte, aber es war unverkenntlich, wie schwer ihr dieser Entschluß würde angesichts ihres elenden hilflosen Zustandes und der dann nötigen Trennung von ihrer Tochter Mathilde.

Da war Berndl mit einer anderen, allseits freudig aufgenommenen Idee gekommen.

„Der Segen, den der Sylvan in die Hackerschmiede gebracht, soll auch meinen neuen Verwandte zugute kommen", sagte er treuherzig. „Wir bauen auf, dann gibt's schöne Austragstuben für die Mutter und auch die Frau Schwiegermutter und Schwägerin, der wir das Hausrecht für alle Zeiten zuschreiben. Sie hat's verdient."

Am 10. Oktober, genau sieben Jahre nach dem Stadtbrand, war die Hochzeit.

In aller Herrgottfrühe, als man noch den Kienspan brauchte, standen Mutter und Sohn beisamen in der frischgetäfelten Stube. Die Hackerschmiedin wollte den Herrgottswinkel mit Georginen und Dahlien schmücken eh' sie ans Tischdecken für den kleinen Festkreis ging.

„Aber daß du auch schon auf bist, ist einmal ganz überflüßig„, sagte sie zu Berndl mit einem Ton, in dem der Scherz die Rührung nur schlecht verbarg. „Mannsbilder sind doch ganz unnütz und gehen nur im Weg um, wenn man viel Arbeit hat."

Berndl verstand.

„Hab' dir nur danken wollen, Mutter, daß du mich so gut aufgezogen hast."

Er sagte es mit ehrlicher Überzeugung, denn alles, was nicht gut war, hatte er vergessen.

Die Hackerschmiedin trat an die Tür zum Weihbrunnkessel. Es wogte in ihrer Brust und sie, die Harte, hatte mit Tränen zu kämpfen. Es fiel ihr ein, daß sie schon einmal in einem großen Augenblick ihres Lebens für Berndl nach diesem Wasser gelangt habe. Er war rein und treu wie damals. Sie war eine andere geworden. Das verstand sie

jetzt. „Gott sei Lob und Dank", sagte sie laut und feierlich und zeichnete ein Kreuz auf Berndls gebeugte Stirn.

„Horch, die Mädeln sind auch schon auf!"

Verstohlen und offenbar mit dem Wunsche, nicht entdeckt zu werden, schlichen sie die Stiege herunter. Aber es war schon um sie geschehen. Sie mußten vor der Hackerschmiedin und ihrem Sohn ans Stubenfenster gehen und ihr Werk ausführen.

„Die Mathilde" . . . „Die Lisbeth" . . . ! Sie taten verlegen wie Kinder.

Dann kam's heraus, daß Mathilde ihrer neuen Schwester eine Freude machen wollte an ihrem Hochzeitstag. Den schönsten blühenden Myrtenstock, den sie schon als Brautgeschenk bekommen, wollten sie jetzt miteinander auf den Petersfriedhof hinaustragen und auf das arme Grab der buckligen Lene stellen.

„Ich hab' mir selber was Ähnliches gedacht", sagte Berndl verlegen und gleich darauf kam er mit zwei schlichten Kreuzen in die Stube, die er selbst geschmiedet. „Ehr- und tugendhafte Jungfrau!", stand auf dem einen und „ehrengeachteter Jüngling" auf dem andern.

„Ich hätt' nicht in die Ehe treten mögen, eh' ich dem Ofensetzerhans und seiner Lene die Sünden der Tirschenreuther gutgemacht."

Dann gingen sie alle Drei noch im Halbdunkel des werdenden Tages ans Grab der Lene, Berndl mit dem Kreuz vor den zwei myrtentragenden Jungfern.

Jetzt litt es auch die Hackerschmiedin nimmer in der Stube. Es war ihr auf einmal, als stünden die Georginen und Dahlien im Herrgottswinkel nicht ganz am rechten Platz. Sie nahm einen gehörigen Strauß davon weg und schlich wie eine Büßerin den Dreien nach zum Friedhof.

„Herstblumen sind's halt," murmelte sie vor sich hin, „aber sie halten gut."

Dann steckte sie den Strauß in die nachtfeuchte Erde auf dem Grab des Doktors.

Größer und schöner läutete es zu Berndls Hochzeit, als es seit Jahren in Tirschenreuth geläutet. Just gestern war die letzte und größte der seit dem Brande fehlenden Glocken aufgezogen worden. Sie läutete zum ersten Mal. Aber der sie läutete, tat seinen Türmerdienst zum letzten Mal. Pater Baumann stand, als er das Seil sinnend an den Haken gehängt, im Priesterrock am Altar der schmerzhaften Kapelle vor dem jungen Paar. Und ganz Tirschenreuth war in der Kirche und ganz Tirschenreuth nahm teil an Berndles Glück.

„Er hat's verdient, — er hat sich's selbst geschmiedet," tuschelten sie einander zu.

Aber als Pater Baumann zu reden anhub, da schwiegen sie, auf daß kein Wörtlein verloren gehe. Er sagte nicht viel und sagte es nur zu den Brautleuten.

„Eine große Glocke ist aufgezogen im Kirchturm euerer Pfarrkirche. Aber auch in euerem jungen Leben habt ihr schon Glockenweihe gehalten und du, Bernhard, bist es nie müde geworden, die Glokke der Bruderliebe mit starkem Arm zu läuten. Wenn ich euch heute einen Segenswunsch ins Eheleben mitgeben soll, dann sei es dieser: Läutet, läutet immerzu, bis euch und allen Geschlechtern, die von euch ausgehen werden, der Himmel eingeläutet ist."

Da schneuzten sich die Tirschenreuther ganz ungebührlich laut und Pater Baumann mußte nun doch eine kleine Pause machen. Dann sah er sie alle fest an und sagte tief Atem holend:

„Und ihr, Tirschenreuther, läutet mit. Amen."

Es war seine Abschiedsrede gewesen.

Am Nachmittag hatte Sylvan, der mit dem Bürgermeister Trauzeugen gemacht, die neuen Gäule angeschirrt zur Hochzeitsfahrt nach Waldsassen. Das Kloster war von Klosterfrauen angekauft worden, die in Pater Baumann ihren Beichtiger bekommen sollten. Das Brautpaar gab ihm das Geleite.

Berndl wollte heute die Straße fahren, auf der er vor sieben Jahren Pater Baumann nach Tirschenreuth geholt hätte, wenn der Ofensetzerhans nicht in ihrem Weg gelegen wäre.

Lisbeth saß im Wagen und hielt das Grabkreuz des Pflegevaters in den Armen.

Das ging über Sylvans Begriffe von einer rechtschaffenen Hochzeit. Er wollte in aller Freundschaft zu räsonnieren anfangen.

Aber Berndl griff nach der Hand seines jungen, selig lächelnden Weibes und sagte fest und innig: „Wir fürchten's nicht, das Kreuz, es ist das Zeichen des Segens."

Tirschenreuth lag im vollen Sonnenglanz. Zum Greifen nahe schien es in der klaren Herbstluft.

Pater Baumann neigte das geschorene Haupt und, die Hände unter dem verschlissenen Skapulier gekreuzt, sang er ein ums andere Mal: „Deo gratias!"

FATIMA STUDENT BURSE

Drei junge Oblatenpriester beenden diesen Monat in Battleford ihre Studien. Es hätten ihrer dreßig sein sollen. Die Kirche könnte sie alle gebrauchen. Warum sind ihrer so wenig? Die Armut ist zu groß. So mancher möchte sich dem Dienste Gottes weihen, es geht jedoch nicht. Es fehlen die fürs Studium notwendigen Mittel. Unsere Priesterstudenten Burse zu Ehren Unserer Lieben Frau von Fatima will dem abhelfen. Wir sammeln $6,000.00 um armen Priesterstudenten eine ewige Freistelle in unserem Studienhause zu verschaffen. Wer möchte mithelfen? Man schreibe an den Schriftleiter.

Bisher eingenommen:	$166.00
Ein Freund, Bluesky	5.00
Alfred Leguin, Becbe, Que.	10.00
Ungenannt, Humboldt, Sask.	2.00
	$183.00

Bitte, sendet euere Gaben an:

St. Peter's Rectory

Cosine, Sask.




Ware's
LIMITED

